Allgemeines Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Neununddreißigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Verlag von Gottfr. Basse.

1831.



Motz (Friedrich Christian Adolph v.), geb. zu Cassel den 18. Nov. 1775, wo s. Vater Geh.-Rath und Präsident des Oberappellationsgerichts war, studirte auf dem Pädagogium zu Cassel und auf der Universität zu Marburg u. ward durch s. freundschaftliche Verbindung mit dem jetzigen königlich preußischen Oberpräsidenten von Vincke bestimmt, in preußische Staatsdienste zu treten. 1795 war M. Auscultator bei der Regierung zu Halberstadt, ging aber, aus besonderer Neigung, als Referendar, zur dasigen Kriegs- und Domainenkammer über; ward, nachdem er eine Rathstelle bei der Kammer in Byalistock abgelehnt, 1801, auf Vorschlag der halberstädtischen Stände, Landrath des Fürstenthums Halberstadt, 1803 Landrath im Eichsfelde, wo er das Gut Vollenborn durch Erbschaft erlangt hatte; 1807, nach Gründung des Königreichs Westphalen, Deputirter von der Ritterschaft bei der neu eingerichteten Kammer- und Landesdeputation, trug man ihm eine Unterpräfectur im Eichsfelde und hierauf selbst die Präfectur des Werradepartements an. Allein beides widerstand seinem nie verläugneten preußischen Sinne, und wenn er später nicht umhin konnte, obwohl zu Vollenborn bleibend, die Stelle eines Directors der directen Steuern im Harzdepartement anzunehmen und Mitglied der westphälischen Reichsstände zu werden, so war es doch gerade in jener bedrängten Zeit, wo die Patrioten mit Vertrauen auf ihn blickten, er seinen Mitbürgern nützlich ward und alle Gutgesinn-

ten in seinem Hause mit gastlicher Aufnahme, zugleich neuen Muth und Hoffnung auf eine bessere Zukunft schöpften. Nach der Schlacht von Leipzig ward M. zum königlich preußischen Militairgouvernement für die Provinzen zwischen der Elbe u. Weser berufen, übernahm hier, als Director einer errichteten Gouvernementscommission, die Verwaltung der Finanzen, und seine Kraft und Umsicht, unterstützt von der Wohlhabenheit und dem Patriotismus dieser Landestheile, lieferte erfreuliche, die Kriegsanstrengungen fördernde Resultate. Im Julius 1815 nahm er für Preußen das Fürstenthum Fulda in Besitz, worauf er, als Anerkennung seiner Dienste, das eiserne Kreuz am weißen Bande erhielt. 1816 vollzog M., als königl. Commissair zur Regulirung verschiedener Landesabtretungen, mit Kurhessen einen definitiven Vertrag, worauf er Vicepräsident der Regierung zu Erfurt und 1818 daselbst Chefpräsident wurde. 1820 ward er, mit Beibehaltung des bisherigen Postens, Präsident der Regierung zu Magdeburg und 1821 interimistischer Oberpräsident der Provinz Sachsen u. erhielt den rothen Adlerorden 3. Classe. Bereits 1824 als wirklicher Oberpräsident bestätigt, empfing er im folgenden Jahre den rothen Adlerorden 2. Classe mit Eichenlaub. Am 14. Juli 1825 trat er als wirkl. Geh. Staats- und Finanzminister an die Stelle des Hrn. v. Klewiz, welcher dagegen s. Stelle als Oberpräsident der Prov. Sachsen übernahm. M. st. am 30. Juni 1830 zu Berlin. Sein Ministerium bezeichnen in der kurzen Zeit seiner Dauer: die Vereinfachung der gesammten Finanzverwaltung und des Kassenwesens, die Verbesserung des indirecten Steuersystems durch Herabsetzung der Zolltarife, so wie durch s. lebhaftes und beharrliches Einwirken auf Errichten von Zoll- und Handelsvereinen mit Hessen-Darmstadt, Baiern, Würtemberg &c., und andere Einrichtungen, welche dem preuß. Staate zur Ehre und Wohlfahrt gereichen.

Motu proprio heißt die Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlassung durch eignen innern Antrieb erfolgt ist.

Moucheron (Friedrich), ein Landschaftsmaler der Niederländer, 1663 zu Emden geb., st. 1686 in Amsterdam. Er hinterließ einen Sohn, Isaak M., geb. zu Amsterdam 1670, gest. 1744, der in der Manier seines Vaters fortarbeitete.

Mounier (Jean Joseph), geb. zu Grenoble 1758; widmete sich dem Staatsdienste und war 1789 einer der Anstifter der Sitzung des Eides im Ballhause, wo eine Entfernung der Truppen gefordert wurde. Er kehrte jedoch später in die Dauphiné zurück, forderte s. Entlassung und begab sich nach Deutschland. Er fand in Weimar gute Aufnahme, kehrte wieder nach Frankreich zurück, erhielt 1802 die Präfectur des Ille- und Vilainedepartements, wurde dann 1804 zum Erhaltungssenat erwählt, 1805 zum Staatsrath und st. 1806 zu Paris. Er hinterließ mehrere von der damaligen Zeit eingegebene Schriften, ferner: »Adolphe, ou principes élémentaires de politique, et resultats de la plus cruelle des expériences,« Lond. 1795; »De l'influence attribuée aux philosophes, aux francs-maçons et aux illuminés, sur la révolution de France,« Tübingen 1801, u. a. m.

Mouradgea d'Ohsson (Ignaz), aus Constantinopel gebürtig, trat sehr früh in die Dienste der schwedischen Gesandtschaft bei der ottomannischen Pforte, wurde durch seine Talente Chargé d'Affaires, Ritter des Wasaordens und bevollmächtigter Minister und außerordentlicher Botschafter. In dieser Lage und bei seinen außerordentlichen Kenntnissen in den Sprachen des Orients, faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemälde des ottomannischen Reichs, und sammelte die dazu nöthigen Materialien, die er 1784 in Paris aus-

arbeitete. In den Jahren 1788 und 89 erschienen die beiden ersten Bde. seines »Tableau général de l'Empire ottomane,« die er mit bedeutendem Kostenaufwande drucken ließ. Die Unruhen beim Ausbruch der französ. Revolution führten eine Unterbrechung dieses Werkes herbei. Mouradgea begab sich wieder nach Constantinopel, wurde daselbst von Selim III. gütig empfangen, der sich das Werk vorlegen ließ und ihm fernere Unterstützung zur Vollendung desselben gewährte. Bei s. Rückkehr nach Paris fand er nur wenig von seinem Vermögen wieder und selbst die Niederlagen erbrochen und geplündert, worin die Exemplare s. Werks, nebst Platten und Zeichnungen aufbewahrt worden waren. Er entwarf daher einen neuen Plan zu einem Werke, das den ganzen Orient umfassen sollte, und so entstand ein Werk in folgenden 3 Abtheilungen: »Tableau historique de l'Orient,« eine Geschichte aller Völker unter türkischer Botmäßigkeit; »Tableau général de l'Empire ottoman,« eine Darstellung der Gesetzgebung, Religion, Sitten u. s. w.; »l'histoire de la maison ottomane,« von Osman I. bis 1158, welches zur Kenntniß des türkischen Reichs sehr vortheilhaft ist. Ohsson starb kurz vor Beendigung desselben 1807.

Moxa, weißgraue Wolle, welche bes. die Chinesen u. Japaner unter diesem Namen aus dem Beifuße bereiten, indem sie die obern Theile und Blätter desselben zerstoßen, zwischen den Händen reiben u. die unnützen Stiele und Blatttheile absondern. Hieraus bereiten sie insbesondere einen Zoll lange Kegel und bedienen sich derselben häufig in Krankheiten, besonders in hartnäckigen Rheumatismen, Gicht und Lähmungen, als Brennmittels, indem sie einen solchen, naßgemacht, auf die Haut über den leidenden Theil setzen, ihn anbrennen und im Glimmen unterhalten, bis er ganz verbrannt ist. Dies Verfahren ist in neuerer Zeit in Europa sehr gewöhnlich geworden, indem es in

vielen Fällen von großer Wirksamkeit, das Brennen aber, da es allmählig erfolgt, dem Kranken nicht so empfindlich ist, als das glühende Eisen. Außer den Artemisienarten sind auch andere vegetabilische Substanzen, wie die Wolle des Wollkrauts und Huflattichs, dazu dienlich. Gleich anwendbar und wirksam sind auch Brenncylinder, die man von mit Zwirnband umwickelter Baumwolle oder baumwollenem Garne bereitet.

Mozambique (Mosambik), 1) Landschaft auf der Ostküste von Afrika; 13,500 QM. groß, mit 286,700 E., erstreckt sich vom Vorgebirge Delgado und dem Flusse Koavo bis zum Flusse Kuama. Zu dieser Landschaft gehören die Reiche: Mongallo, Bororos, die Länder der Maku, Zimba und Agocha, die Insel Mozambik und die Querimba-Eilande. 2) Kanal von Mosambik, der zwischen der ostafrikan. Küste und der Insel Madagaskar befindliche Theil des Meeres. 3) portugiesische Insel an der Küste Mozambik, ist ungesund aber reich an Goldstaub, Kokosnüssen, Bananen, Pomeranzen u. Reiß. 4) portugiesisches Gouvernement an der Küste von Mozambique. Dazu gehört die Insel Mozambique, ein Distrikt im Reiche Monomotapa am Sennu und mehrere Forts zu Sofala und Quiloa, zusammen 50 QM. groß, mit 60,000 Ew. 5) Hauptstadt des Gouvernements auf der Insel Mozambique, befestigt; 1350 H. 12,800 Ew. Sitz des portugiesisch. Gouverneurs. Hafen, Handel nach Goa, Hindostan und Europa.

Mozaraber oder **Mostaraber**, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Christen in Spanien zur Zeit der arabischen Herrschaft.

Mozart (Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus), eins der größten musikalischen Genies, wurde d. 27. Jan. 1756 zu Salzburg geb., wo sein Vater Leopold M. (geb. 1719, gest. 1787), als

Hofmusikus und zuletzt als Vicekapellmeister auch schon den Ruf eines ausgezeichneten Tonkünstlers und braven Violinisten (als welcher er auch einen schätzbaren »Versuch einer gründlichen Violinschule« 1756 herausgab) behauptete. Schon in dem frühesten Alter zeigte sich des jungen M.s Genie und schon im 5. Jahre componirte er kleine Stücke. Im Jahre 1762 unternahm der Vater mit seinen beiden Kindern, auch die Schwester unsers M.s, Maria Anna, besaß sehr große musikalische Talente, eine Reise nach München und Wien und der 6jährige Klavierspieler erregte hier schon die allgemeine Aufmerksamkeit, die bei der zweiten musikalischen Reise, welche die Mozartische Familie nach Paris 1763, und London 1764 unternahm, außerordentlich erhöht wurde. Zu Paris und Versailles ließ sich der junge Virtuose zugleich auch auf der Orgel hören, und von dem siebenjährigen Mozart kamen schon zu Paris Claviersonaten heraus. Hier und auch nachher in London, wo in seinem Benefiz-Concerte alle Symphonien von seiner Composition waren, spielte er die schwersten Stücke von Bach, Händel rc., sogleich vom Blatte; dedicirte als 8jähriger Compositeur 6 Sonaten der Königin von England; erhielt im 12. Jahre bei einer nochmaligen Reise nach Wien, vom Kaiser Joseph Auftrag, eine Oper (la finta semplice) zu schreiben, dirigirte selbst auch hier ein Offertorium von sich und ward nun 1769 bei s. Erscheinen in Italien der Gegenstand allgemeinen höchsten Erstaunens, selbst auch für den berühmten Pater Martini. In Rom, wo er das berühmte Miserere in der Charwoche hörte, welches kein Musiker bei Strafe der Excommunication abcopiren darf, setzte er dasselbe bei seiner Nachhausekunft auf und sang es bald darauf zu Aller Erstaunen in einer Akademie vor, worauf er vom Papste selbst zum Ritter des goldnen Sporns erklärt wurde. In Bologna nahm ihn die Accademia filarmonica, nachdem er die ihm aufgegebene »Anti-

phona« im verschlossenen Nebenzimmer binnen einer halben Stunde 4stimmig gesetzt hatte, einstimmig und unter dem lautesten Beifalle zum Mitgliede auf. So nahm er den Ruhm und die hohe Achtung für seine Talente mit in sein Vaterland zurück. Von hier aus trat er eine zweite Reise nach Paris, und zwar mit seiner Mutter im J. 1777 an, wo er aber das Unglück hatte, diese (im Jul. 1778) durch einen unerwarteten Tod einzubüßen, und wo er auch überhaupt der französ. Musik, so wie dem dortigen Treiben und Walten keinen Geschmack abgewinnen konnte. Im Jan. 1779 wieder nach Salzburg zurückgekehrt, suchte man ihn zwar hier, im Vaterorte, fest zu halten; allein das Benehmen des Erzbischofs war zu kleinlich, und dagegen die Aufforderung des Kurf. von Baiern, Karl Theodors, eine Oper fürs Carneval in München zu schreiben, zu reizend, als daß M. nicht diesem hätte folgen sollen. Und eben mit dieser fürs Münchner Carneval 1781 gesetzten Oper »Idomeneo« ward M.s Ruf als theatralischer Tonsetzer unumstößlich gegründet; der Beifall von Einheimischen und Fremden, die aus der Nähe und Ferne herbeikamen, um dies Wunderwerk des so jungen Componisten zu hören, war außerordentlich und M.s Name in Aller Munde. Man kann in der That s. 20. Lebensjahr die Epoche s. Vollendung als Meister nennen; von hier an zeigte er sich im glänzendsten Lichte, und alle s. Werke, die er seitdem lieferte, sind classisch, sie erwarben ihm die Krone der Unsterblichkeit. — Mozart ging, auf die Aufforderung des Erzbischofs v. Salzburg, nach Wien und es kamen außerordentlich viel Aufträge, denen wir eben die trefflichsten Tondichtungen dieses unsterblichen Meisters zu verdanken haben. Seit s. 24—25. Jahre lebte er meistens zu Wien, wo er denn auch s. Vermählung mit Constanze Weber endlich erlangte. (Eigentlich war die Schwester derselben, Aloysia, die nachher so berühmte Sängerin Lange, s. erste Liebe, die er

auf s. Reise nach Paris in Manheim hatte kennen lernen, und deren Verbindung mit ihm auch s. Vater sehr wünschte; allein als unser M. bei s. Rückkehr von Paris, ihre Gesinnung ganz verändert fand, richtete er s. Wahl auf die Schwester Constanze, deren Werth er jetzt weit mehr erkannte und in ihrem Besitze glücklich ward. Eben in diesem s. Bräutigamsstande schrieb er die »Entführung aus dem Serail,« die unbezweifelt auch seine damaligen Gefühle der Zärtlichkeit und Liebe zu Tage legt.) Von Wien aus machte er nun öfters Reisen, auf welchen auch Leipzig (1789) das Glück hatte, ihn zu hören, und immer höher stieg die Bewunderung, die ihm von Jedermann, auch von den größten Meistern gezollt wurde. Am eifrigsten theilten auch diese Bewunderung die Böhmen, die ihn weit richtiger zu verstehen und zu schätzen wußten, als selbst die Wiener; für sie schrieb er auch s. »Don Giovanni,« s. »Così fan tutte,« s. »La clemenza di Tito;« allein, obgleich allenthalben mit dem höchsten Beifall überschüttet u. von den Höchsten bis Niedrigsten fast vergöttert, ward ihm doch keine angemessene Stelle zu Theil, und als König Friedrich Wilhelm II. ihm die Kapellmeisterstelle mit 3000 Thlr. Gehalt antrug, Mozart, der edle, der bescheidene Mozart aber »seinen guten Kaiser doch nicht ganz verlassen wollte,« da ward ihm endlich von dem Kaiser (Joseph II.) ein Gehalt von — 800 fl. ausgesetzt! Auch der Lohn für seine Meisterwerke wurde ihm kärglich, oft mit niederträchtiger Knickerei zugemessen, aber Directoren, Verleger rc. wurden dabei reich! Leider! starb denn auch dieser für die Tonkunst wirklich außerordentliche Mensch in unbemittelten, ja fast dürftigen Umständen! schon im 36. Jahre, den 5. Decbr. 1791. Sein unermeßliches Genie hat sich in seinen zahlreichen Werken, fast für jede Art von Musik, so deutlich an den Tag gelegt, daß es unnütz wäre, mit vielen Worten den ungeheuren Reichthum an neuen Gedanken,

an glücklichen Melodien, an beständig abwechselnden harmonischen Wendungen, die Fülle des Ausdrucks, die großen unbeschreiblichen Wirkungen, die s. Tonstücke hervorbringen, zu erheben. Seine »Entführung aus dem Serail,« s. »Idomeneo,« »Figaro,« hautsächlich s. »Don Giovanni,« »Clemenza di Tito,« ferner s. meisterhafte Oper »Così fan tutte,« endlich seine letzte: »Die Zauberflöte,« die ihn selbst den Laien so verehrungswürdig gemacht hat; die zahlreichen Sonaten und musterhaften Concerte fürs Pianoforte, s. großen, prachtvollen Symphonien sind hinlängliche Belege. Sein letztes großes Meisterwerk, das er noch auf dem Krankenbette schrieb, die Todtenmesse oder das sogenannte »Requiem,« macht ihn einzig schon in diesem Fache der Tonkunst unsterblich, so sehr auch neidische und hämische Kunstrichter die Echtheit dieses unschätzbaren Werkes haben antasten wollen, aber ganz in ihrer Erbärmlichkeit bloß gestellt worden sind. Daß er als Mensch manche Schwächen, aber sehr verzeihliche Schwächen hatte, die ihm wenigstens von Seiten seines Herzens auch nicht den leisesten Vorwurf zuziehen konnten, bedarf kaum einer Erwähnung. Seine Figur übrigens war klein, aufgedunsen, obgleich s. Eltern für das schönste Paar in Salzburg galten. — Unter den so vielen Biographien, Samml. von Anekd. ꝛc. über Mozart, verdient wohl die neueste: »Biographie W. A. Mozart's, nach Originalbriefen, Sammlungen ꝛc.« von G. N. v. Nissen, Lpzg. 1828, die meiste Beachtung. Nissen, der zweite Gemahl der verw. Constanze Mozart, hatte die schönste Gelegenheit, Alles dahin gehörige zu sammeln, und ob er gleich darüber (1826) starb, so hat doch die nachgelassene Witwe (welche fälschlich auch für todt ausgegeben worden) die bereits eingeleitete Herausgabe noch veranstalten können. Von M.s beiden Söhnen hat der jüngste, auch Wolfgang Amadeus geheißen (geb. 1791, vier Monate vor des Vaters Tode), bereits auch als ausgezeichneter

Klavierspieler und auch als braver Compositeur sich als würdiger Sohn s. Vaters berühmt gemacht.

Mozette heißt bei den Mönchskappen das Stück, welches über die Brust herunterhängt; dann auch der Ornat der Cardinäle, welcher über die Schultern wie ein Mäntelchen herabhängt.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein junger, durch Muth und Kühnheit berühmter Römer in den ersten Zeiten der Republik. Porsenna, der Etrusker König, belagerte Rom, das schon anfing, den drückendsten Mangel zu leiden. Mucius, nach erhaltener Erlaubniß vom Senate, begab sich, mit einem Dolche bewaffnet, ins feindliche Lager, traf aber unglücklicher Weise mit s. Dolche nur Porsenna's Schreiber. Er wurde vor den König geführt, und da dieser ihn durch Drohungen schrecken wollte, streckte er, um einen Beweis s. Verachtung körperlicher Schmerzen zu geben, s. rechte Hand über die da stehenden glühenden Kohlen und ließ sie, ohne zu zucken, verbrennen. Der König schenkte ihm die Freiheit, und auf Mucius Versicherung, daß 300 gleichgesinnte junge Römer ihm (Porsenna) den Tod geschworen hätten, hob er die Belagerung auf. Dem Mucius, der nur noch die linke Hand übrig hatte und daher den Beinamen Scaevola erhielt, wurde eine Ehrensäule vom Senat errichtet.

Muffel, 1) ein häßliches Gesicht, ein Frazzengesicht (franz. muffle), oder eine Thierlarve, von Löwengesichtern ꝛc., welche bei Bildhauern und Malern als Zierrathen angebracht werden; 2) in d. Chemie, eine kleine gewölbte Stürze aus Thon, welche über die Scherben, Teste und Kapellen gesetzt wird, damit keine Asche oder Kohlen hinein fallen, und doch die Wirkung des Feuers und der Durchzug der Luft frei bleiben. In Porzellanfabriken heißen die Gefäße von gebranntem und ungebranntem Thone, worin das Porzellan während

des Brennens steht, damit das Feuer nicht zu stark auf dasselbe wirkt, ebenfalls Muffeln, oder auch gewöhnlich Kapseln.

Mufti (auch Sheik-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, türk. Staatsw.), in der Türkei das Oberhaupt der Gesetze und der Religion; ist im Range der Nächste nach dem Großvezier, wird ausschließlich vom Kaiser gewählt, der ihn zwar wieder absetzen, aber sein Vermögen nicht einziehen und den er nur durch Zerstoßung in einem Mörser mit dem Tode bestrafen kann, entscheidet als Ausleger des Koran über alle gerichtliche, vorzüglich peinliche Sachen und fügt in bedenklichen Fällen seinem, immer sehr kurz gefaßten Ausspruche (Fetfah) bloß die Worte bei: »Gott weiß, was besser ist.« Die festen Einkünfte des M. betragen täglich 2000 Asper (ungefähr 21 Thlr.), wozu aber noch die Geschenke s. Untergebenen kommen.

Muggendorf, Flecken an der Wiesent, zum baierischen Obermainkreise gehörig; merkwürdig wegen der vielen Höhen, die in den rings umher gelegenen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllershöhle; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen Eingängen. M. hat seit 30 Jahren ein allgemeines wissenschaftliches Interesse gewonnen. Werke hierüber besitzen wir von Esper, Rosenmüller u. Goldfuß. Das neueste ist das alphabetische Handbuch von Joh. Zeller: »Muggendorf u. s. Umgebungen oder die fränkische Schweiz,« Bamberg 1829, mit einer topographischen Karte von M.s weitester Umgebung auf 12 Stunden und mit 2 Abbildungen der Burgen Streitberg und Rabeneck, gezeichnet von dem bekannten Maler Ruprecht zu Bamberg, gestochen von Poppel in Nürnberg.

Muhammed (Mahomed, Mohammed), eigentlich Abul Kasem Muhammed, geb. 569, gest. 632. Er stammte aus einer edlen

arabischen Familie, die in der Stadt Mekka die Regierung führte. Dennoch hinterließ s. Vater, den er früh verlor, der Mutter nichts als fünf Kameele und einen äthiopischen Sklaven; und dieser geringe Nachlaß vererbte sich bald auf den Knaben, als derselbe in s. achten Jahre auch die Mutter verlor. Da nahm ihn ein Oheim zu sich, der ihn früh zu Handelsgeschäften erzog und ihn mit seinen Karavanen weithin, nach Syrien, Mesopotamien und Palästina sandte. M. hatte von s. trefflichen Mutter herrliche Gaben des Geistes und eine einschmeichelnde, unwiderstehliche Beredtsamkeit, von seinem Vater die vollkommenste männliche Schönheit geerbt. Wer ihn sah, liebte ihn; wer ihn hörte, mußte ihn achten. Ein Feuergeist, der aus den durchbohrenden schwarzen Augen blitzte und durch den kühnen majestätischen Schritt sich kund that; eine kraftvolle Gesundheit, die seine Wangen rundete und mit einer sanften Bräune färbte; die feinen Züge, die s. Gesicht eine edle Milde gaben; zarte Augenbraunen, eine Adlernase, ein wohlgebildeter Mund mit schönen Zähnen; ein nervigter Bau, nicht allzugroß; das war die Mitgabe der Natur, durch die er sich, wohin er kam, die Herzen unterwarf. Aber nicht mit dieser stillen Herrschaft wollte er sich begnügen; sein kühner Geist strebte zu einer glänzenderen Gewalt auf. Sein erster Schritt, sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, war die Heirath einer alten reichen Witwe, deren große Handelsgeschäfte er schon als Faktor geführt hatte. Anfangs machte er noch einige große Reisen, dann zog er sich allmählig in ein beschauliches Leben zurück, und sein feierliches, geheimnißvolles Wesen erfüllte die Seinigen mit wunderbaren Ahnungen. In dieser Seelenstimmung brütete er über dem großen Entwurfe, Stifter einer neuen Religion zu werden, die der Einfalt der alten Patriarchenzeit wieder ähnlich würde, und den Menschen würdige Begriffe gewährte von Welt und Zukunft und von dem, was sie, um glücklich zu leben,

glauben, hoffen und thun müßten. In Arabien fand er in diesem Punkte nichts als abgeschmackten Aberglauben; der jüdische Glaube war so feindselig und engherzig, und die christlichen Secten richteten in den griechischen Staaten so viel Streit und Unfug an, daß die Heiden das Christenthum selbst als eine Quelle alles Bösen verabscheuten. Das in diesen Religionen Gemüthansprechende in ein neues Bild zu vereinigen und der Phantasie des Morgenländers gefällig darzustellen, war das lange, stille Dichten des tiefsinnigen Mannes, der, wie alle Begeisterte seiner Art, allmählig von den Schöpfungen s. Dichtungskraft so hingerissen ward, daß er nicht mehr s. eignes Ich, sondern die Gottheit selbst in s. Innern wirkend fühlte. Daher wir gar nicht zweifeln dürfen an den Wundern, mit denen der feurige Araber sich überall umringt gesehen haben soll. In seiner langen Einsamkeit boten sich nämlich s. aufgeregten Phantasie die seltsamsten Erscheinungen dar, die er bei seiner Rückkehr nach der Stadt seinen Hausgenossen wieder erzählte, welche er dadurch mit Bewunderung u. Ehrfurcht erfüllte. Was er selbst gesagt hat, kann nicht mehr ausgemittelt werden; nach s. Tode aber wurden, wie gewöhnlich, so viel Wunderdinge von ihm erzählt, daß s. ganze Lebensgeschichte dadurch in das abgeschmackteste Mährchen verwandelt worden ist. M. hatte das Loos aller Propheten, er galt nichts in s. Vaterlande. Als er zuerst erzählte, Gott habe ihn zu seinem Gesandten erwählt, und sende noch allnächtlich den Engel Gabriel mit Aufträgen zu ihm hernieder, lachten ihn Alle aus, und konnten nicht begreifen, wie sich der kluge Mann so verändert habe. Als aber s. näheren Verwandten, u. besonders s. sehr geachteter Schwiegervater, Abu Bekr, mit hohem Ernste von s. göttlichen Sendung sprachen, da ward doch Einer nach dem Andern aufmerksam, u. drängte sich, die neuen Lehren zu hören. Da das die Lacher sahen, wurden sie besorgt, M. möchte sich durch s.

Anhang wohl über sie erheben wollen, und diese Eifersucht schwoll bald zum grimmigsten Hasse an. Er mußte sich mehrmals aus Mekka entfernen, und als bei s. Wiederkehr sein Zulauf sich vermehrte, als man ihn schon an der Spitze einer beträchtlichen Religionsgesellschaft sah, die er durch einen Eid an sich knüpfte, und aus der er, nach Christi Beispiel, zwölf Apostel in die umliegenden Gegenden aussandte, da hielt der herrschende Stamm Koreisch, zu dem er selbst gehörte, sich für berechtigt, ihn mit Gewalt aus dem Wege zu räumen. Seine Feinde verschworen sich sogar, daß aus jeder Familie Einer die Pflicht auf sich nehmen wolle, ihn, wo er ihn träfe, zu ermorden. Mit vieler Mühe entging M. dieser allgemeinen Nachstellung durch eine schnelle Flucht aus s. Vaterstadt. Er floh nach Medina, wohin der Ruf s. Offenbarungen längst gedrungen war, und wurde schon deswegen hier willig aufgenommen, weil die Einwohner mit dem Stamme Koreisch in alter Feindschaft lebten. Er führte sie alsbald in kriegerischen Zügen gegen seine Feinde an, und erscheint also nun bereits als Feldherr eines kleinen Heeres, das, aus Achtung für seine Tapferkeit, s. Lehren und Predigten, mit denen er immer fortfuhr, ein desto geneigteres Ohr lieh. Das Jahr s. Flucht aus Mekka (622) ist also die eigentliche Epoche s. Religionsstiftung, und deshalb haben s. Anhänger dieses Jahr für würdig gehalten, eine neue Zeitrechnung zu eröffnen. Noch jetzt rechnen die Türken nach Jahren der Flucht (arabisch Hegira), wie wir nach Jahren nach Christi Geburt. Sobald die neue Glaubensgenossenschaft die Gestalt eines herumziehenden Kriegerhaufens angenommen hatte, stieß ein arabischer Stamm nach dem andern mit seinen Kameelen und Pferden dazu. Völker dieser Art finden nichts anziehender, als plündernd herumzustreifen, wenn nur der Anführer ein tüchtiger Mann ist. Und das war Muhamed gewiß. Er theilte redlich sein Eigenthum wie s. Beute, übte Ordnung

und Gerechtigkeit, war dabei leutselig, erlaubte Vielweiberei (wie er denn selber funfzehn Frauen hatte) und versicherte dem Volke, Gott habe an der Tödtung derer, die s. Religion anfeindeten, solches Wohlgefallen, daß ein Tropfen Bluts für Gottes Sache vergossen, oder eine Nacht in Waffen zugebracht, verdienstlicher sei, als zwei Monate lang zu fasten und zu beten; wer im Treffen falle, erlange im Himmel die höchsten Freuden des Paradieses, und jede seiner Wunden werde am Tage des Weltgerichts wie Bisam duften und wie ein Leuchtkäfer glänzen; 72 der schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblühe, würden dort oben jedem Anhänger dieser Religion zu Theil, und auf die Allerfrömmsten warte außerdem noch ein unbekanntes Glück, das keine sterbliche Zunge aussprechen könne. Man denke sich solche Verheißungen von einem feurigen Manne ausgesprochen, auf dessen würdevollem Antlitze die Wahrheit selbst zu ruhen schien, und dessen Lippen von der zauberischsten Beredtsamkeit überflossen. Er mußte seine Schaaren mit s. Begeisterung anstecken; s. Glaube verschmolz so innig mit jeder Lieblingsneigung eines kriegerischen Haufens, daß Jeder, der nur davon hörte, ihn liebgewinnen mußte. Daher die raschen Eroberungen, die M. jetzt vollbrachte. Mekka fiel unter s. Streichen, und alle Bezwungene folgten als Freunde seinem Heere. Ganz Arabien ward durchzogen und erobert, und schon im siebenten Jahre nach der Flucht rückte er mit 30,000 Mann in Syrien ein, machte sich dem persischen Könige furchtbar, und lud selbst den Kaiser Heraklius ein, seinen allein seligmachenden Glauben anzunehmen. Der Tod rief ihn in s. 63. Jahre ab. Man sagt, eine Jüdin habe ihn mit einem Hammelbraten vergiftet. Sein Sarg wird noch in der Moschee von Medina gezeigt, und von vielen gläubigen Pilgern besucht.

Muhammed II., mit dem Beinamen »Bujuk,« d. i. der

Große, Sohn Murads II., geb. 1430 zu Adrianopel; folgte 1451 s. Vater, ließ s. unmündigen Bruder ermorden und seine Mutter, eine servische Prinzessin, ihrem Vater zurück. Unter Murad II. war das griechische Reich zum ohnmächtigen Schattenbilde herabgesunken, und M. rüstete sich, es vollends zu zerstören. Er vermehrte deshalb sein schweres Geschütz und vollendete das zweite Dardanellenschloß, um Constantinopel jede Zufuhr abzuschneiden. Schon besaßen die Türken rings um Constantinopel alles Land, und nur ein kleines Gebiet gehörte zur Stadt. Verwüstungen desselben und ewige Neckereien verkündeten einen ernsten Angriff auf Constantinopel, und Constantin XIII. bat vergebens um Schonung und verlor auch Morea, wo beide Brüder des Kaisers im Kampfe gegen M. blieben. Endlich, um Ostern 1453, erschien M. mit einem Heere von 250—300,000 Mann, 300 Galeeren und 200 kleineren Fahrzeugen vor Constantinopel. Nach einer 53tägigen tapfern Vertheidigung unterlagen die Griechen, am 29. Mai fiel Constantinopel durch Sturm, Constantin XIII. blieb hierbei, und die Stadt ward dem Mord, der Plünderung und der Verwüstung Preis gegeben. Die schändlichsten Gräuel werden M. hierbei Schuld gegeben. So soll er (was jedoch nicht erwiesen ist) eine junge und schöne griechische Fürstin, Irene, die vor ihn geschleppt ward, mit Gewalt entehrt und 3 Tage in ihren Armen geschwelgt haben, und als s. Vezier und einige andere Treue deshalb murrten, sie bei den Haaren gefaßt und mit den Worten erdolcht haben: »so übt M. die Liebe;« eben so den gefangenen Lukas Notaras mit den Seinen habe hinrichten lassen, weil dieser einen seiner Söhne M.s unnatürlichen Lüsten versagte. 60,000 Christen wurden als Sklaven verkauft, sämmtliche christliche Kirchen, und vor allen die Sophienkirche, zu Moscheen geweiht und die verödete Stadt durch 10,000 thrakische Familien wieder bevölkert. Hierauf sicherte M.

Allen, so nicht gefangen waren, Freiheit und Besitz zu, gewährte völlige Religionsfreiheit und kehrte im Triumph nach Adrianopel zurück. Sein Feldherr, Omar, unterwarf nun bis 1455 Morea vollends, u. er selbst vernichtete das bisher bestandene Herzogthum Athen und verleibte dasselbe seinen Staaten ein. Von panischem Schrecken ergriffen bildete der christliche Occident um diese Zeit einen Bund gegen M.; der König von Ungarn, der von Aragonien, der Herzog von Burgund, Venedig, Genua, die Rhodiser u. m. A. nahmen an demselben Theil, und Papst Calixt III. hatte ihn gestiftet. Mit Frankreich stand man auch in Unterhandlungen; doch während derselben rückte M. 1456 mit 150,000 Mann vor Belgrad, das er zu Wasser und zu Lande belagerte. Allein der tapfere Feldherr der Ungarn, Johann Hunyad, warf sich, von Ofen kommend, mit einer kleinen Flotte in die Stadt und setzte den Belagerern so zu, daß M. mit 25,000 M. Verlust abziehen mußte. Hierauf gab er 1459 den Griechen in Sennadois, den er selbst mit Ring und Stab belehnte, den ersten Patriarchen, und ordnete das Reich. In Trapezunt herrschte David Komnenos als Kaiser. M. zog 1461 unter dem Vorwande, den Perserkönig, Usum Hassan, bekriegen zu wollen, nach Asien, besetzte aber dort, die Maske abwerfend, Paphlagonien, Kappadokien und die andern Provinzen des ohnmächtigen Reichs, rückte in Trapezunt ein u. führte den Kaiser mit nach Constantinopel, wo er mit 8 seiner Söhne erdrosselt ward. 1463 entriß er dem Fürsten Gattilusio die Insel Lesbos durch Verrath von dessen Bruder und ließ den Hintergangenen wie den Verräther erdrosseln. 1464 eroberte er Karamanien. Skanderbeg hatte, von seinen Bergen herab mit 8000 Mann in die Ebene herabsteigend, die Türken mehrere Jahre lang beunruhigt und nöthigte, nachdem mehrere Angriffe mißlungen waren, endlich M., persönlich mit 150,000 Mann gegen ihn heranzuziehen. Doch das

belagerte Kroja fiel nicht, und schimpflich mußte M. endlich abziehen. Die Johanniterflotten thaten von Rhodos aus den Türken viel Schaden, doch vergebens forderte sie M. zur Ruhe oder zur Unterwerfung auf und sendete 30 Galeeren gegen sie, die aber geschlagen wurden. Die von Neuem (1465) drohende christliche Coalition nahm unterdessen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch und erst, als er sie, vom Glück begünstigt, wirkungslos sich auflösen sah, wendete er sich wieder gegen die Rhodiser und Venetianer, eroberte mit 140,000 M. Negropont, ward aber 1469 durch einen Angriff Ussum Hassans, Königs von Persien, der von den Rhodisern und Venetianern gegen ihn aufgereizt ward, wieder abgezogen. Mustapha Muhammed hielt sich aber in Karamanien so lange tapfer gegen denselben, bis M. herankam und 1470 Ussum Hassan besiegte. Bald darauf verdankte M. s. Vezier Achmed die Eroberung der Krimm mit Kaffa von den Genuesern. Im Osten von Feinden befreit, wandte sich M. nun mit voller Kraft gegen die Christen, unterwarf 1478 einen großen Theil Albaniens mit Skutari, das die Venetianer nur schwach für Skanderbegs Sohn vertheidigten, u. bedrohte 1471 durch die Eroberung Otranto's auf italienischem Boden Italien und die ganze Christenheit. Unterdessen hatte er auch s. Hauptgegner, die Rhodiser, auf ihrer Insel nicht ungeneckt gelassen, sondern sie vielmehr durch den abtrünnigen Paläologos, der türkischer Pascha geworden war, mit einem furchtbaren Belagerungsheere ängstigen lassen. Allein nochmals mißlang dieser Angriff, und nach 3monatlicher Belagerung mußten die Türken abziehen. Während derselben regte sich der Perserkönig von Neuem, und auf einem Zuge gegen denselben starb M. zu Nicäa 1481. Er hatte in s. 30jährigen Eroberungskriege 200 Städte eingenommen und 12 Reiche zerstört. Auf sein Grab, befahl er als Mahnung für seine Nachfolger die Worte einzugraben: »Ich wollte Rhodus ein-

nehmen und Italien erobern.« Bei aller Grausamkeit, Ausschweifungssucht und Treulosigkeit war M. ein großer Fürst. Er war nicht ungebildet, sprach Griechisch, Arabisch, Persisch, verstand Latein, zeichnete und malte, hatte Kenntniß von der Geographie und Mathematik, so wie von der Geschichte der berühmtesten Alten. Constantinopel verdankt ihm manche Verschönerung, unter andern baute er den Eski-Serail. Ihm folgte Bajazet II.

Muhammed III., geb. 1566, Sohn Murads III. und der Venetianerin Baffo; war bis zu seiner Thronbesteigung Statthalter in Magnesia und trat nach dem Tode seines Vaters 1595 die Regierung an. Sogleich ließ er 19 seiner Brüder, größtentheils Säuglinge, ermorden und 5 schwangere Odalisken ertränken. Um der durch die Theurung arg angewachsenen Unzufriedenheit der Hauptstadt zu steuern, ließ er die Schätze seines Vaters unter das Volk vertheilen. Dennoch war das Reich von außen bedroht, die Moldau und Walachei unter den Waffen, die Ungarn unter Bathori, Fürsten von Siebenbürgen, und dem Grafen von Mansfeld, an der Alutha und bei Gran siegreich; Lippa und Targowitsch gingen 1596 verloren, der Pascha von Ofen wurde geschlagen, Gran und Wischgrad von den Christen erobert, und selbst Ferhad, zum drittenmal Großwesir, in Ungarn besiegt. M. ließ nun diesen hinrichten und stellte sich selbst an die Spitze des Heeres, das der neue Großwesir, Ali Hassan, befehligte. 150,000 Mann führte er gegen die Christen, nahm Erlau durch Verrath der Besatzung, ward zwar durch den zum Entsatz anrückenden Erzherzog Matthias geschlagen, doch brachte seine Nachhut den das Lager plündernden Christen eine Niederlage bei. M. eilte nun nach dem von der Pest verwüsteten Constantinopel, und in Ungarn ward der Krieg ziemlich und träge weiter geführt, doch eroberten die Kaiserlichen Raab, Palotta, Ofen, Stuhlweißenburg, das jedoch die Türken

im Sturm wieder nahmen. In Asien empörte sich indessen Schiravan, der Pascha von Karamanien, dann die Spahis in der Hauptstadt selbst, und M. glaubte diesem Unheil nicht besser vorbeugen zu können, als indem er die Spahis gegen die Empörer und Perser nach Asien, zum Theil auch gegen die Donau sendete. Seine ehrsüchtige Gemahlin Fatime und seinen ältesten Sohn ließ er hinrichten und st. bald darauf 1603 an der Pest, die mit Hungersnoth zugleich Constantinopel verheerte. Sein Sohn Achmed I. folgte ihm.

Muhammed IV., Sohn des Sultans Ibrahim, geb. 1642; bestieg als 7jähriger Knabe 1648 den Thron seines erdrosselten Vaters. Kaum war der Mord begangen, als die Janitscharen und Spahis Reue fühlten. Der Mufti, Regul, hatte, obschon er selbst Anstifter war, die Geschicklichkeit, den Verdacht auf den Großwesir und mehrere Offiziere der Janitscharen zu lenken, und diese wurden nun hingerichtet. Er und Siaus Pascha, der neue Großwesir, strebten nun dahin, der alten Sultanin Valide, die unter 3 Regierungen ihr Ansehn behauptet hatte, dasselbe zu nehmen, und wirklich ward sie erdrosselt und die neue Sultanin Valide Turhane kam an ihre Stelle. Bald wurde jedoch Siaus Pascha und die Häupter ihrer Partei 1650 von den Janitscharen ermordet. Eine Zeit der Empörungen der Paschas, der Kämpfe der Janitscharen und Spahis unter einander, der Hinrichtungen der Großwesirs und anderer Würdenträger (6 Großwesire folgten sich von 1650—57) begann nun, und die Sultanin Valide und ihre Mutter, eine katholische Griechin, führten in dieser Zeit höchst schwach und ungeschickt die Zügel der Regierung. Erst 1657 ward Muhammed Kiuperli Großwesir, und erst dieser hatte Klugheit genug, die Ruhe durch Entfernung der Janitscharen herzustellen, und sich als Großwesir zu befestigen. Nach außen unterstützte er das Heer, das Kandia erobern sollte, kräftig, nahm Lemnos und

Tenedos den Venetianern ab, suchte die bei Tenedos von den Venetianern geschlagene türkische Flotte wieder herzustellen und stellte den 14jährigen M. 1658 an die Spitze des Heeres von Adrianopel, um gegen die Venetianer in Bosnien zu ziehen. Durch Aufstellung eines vorgeblichen Sohnes Murads IV. durch den Pascha Ibrahim von Aleppo als Kronprätendenten, wurde M. 1659 nach Asien gerufen, schlug die Aufrührer und ließ die Anführer hinrichten. Indessen hatten dadurch die Venetianer wieder das Uebergewicht gewonnen, und auch Rogotzky, Fürst von Siebenbürgen, hatte sich durch Widersetzlichkeit gegen die Pforte, welche ihm den Krieg gegen Polen untersagte, in Krieg mit derselben verwickelt. Indem sich Muhammed Kiuperli zum Krieg gegen letzteren rüstete, st. er 1661. Sein Sohn Achmed Kiuperli folgte ihm als Großwesir, und dieser war eigentlich der Regent und hinterließ den Padischah nur als Weichling dem Vergnügen des Serails, während er in Ungarn focht, bei St. Gotthard zwar geschlagen ward, aber den Frieden von Temeswar mit dem Kaiser schloß, Kandia eroberte, mit den Venetianern die Grenzen durch einen Vertrag bestimmte, und nachdem er gegen Polen gezogen war und Lemberg und Kaminieck genommen hatte, mit dieser Republik Frieden schloß. Doch bald brach ein neuer Krieg mit Polen und dem deutschen Kaiser, durch die Wahl eines Fürsten von Siebenbürgen und die Lust, welche die Türken bezeugten, letzteres zur türkischen Provinz zu machen, veranlaßt, 1663 aus (über den Verlauf desselben und über die sonstigen Begebenheiten unter diesem Sultan s. Türkei [Gesch.]), und 1675 starb dieser große Minister. Sein Nachfolger und Schwager, Kara Mustapha, war diesem Posten lange nicht so gewachsen. Indessen schloß er doch Sobiesky mit 18,000 Mann durch 200,000 Mann am Dniester ein und errang 1676 den Frieden, wodurch Polen das Drittheil der Ukräne, Podolien und Kaminiek abtrat und die

Unabhängigkeit der Kosaken unter dem Schutz der Pforte anerkannte. Die Kosaken, von Kara Mustapha beleidigt, begaben sich unter russischen Schutz, und hieraus entspann sich ein Krieg mit Rußland, in dem die Türken nichts ausrichteten, Kara Mustapha selbst mit 100,000 Mann vor Czerin abziehen mußte, und nach welchem endlich ein Friede 1680 zu Stande kam, durch den die Russen das ganze Land der Kosaken am Dnieper erhielten. Unruhen in Constantinopel zeigten indessen dem Großvezier, daß nur ein ernstlicher Krieg ihn unentbehrlich mache; er benutzte daher die eben in Ungarn, vorzüglich unter Emmerich Tököly, erregten innern Unruhen, um den Divan zur Unterstützung dieser zu überreden. Lange zauderte dieser, bewilligte aber endlich eine, doch erst freilich schwache Hülfe, wodurch die Pforte in einen ernstlichen Krieg mit dem Kaiser verwickelt wurde und Kara Mustapha endlich im Juli 1683 gegen Wien vordrang und es aufs äußerste belagerte. Doch ein Entsatzheer, unter Sobiesky, König von Polen, dem Herzog von Lothringen und den Kurfürsten von Baiern und Sachsen, eilte herbei, schlug Kara Mustapha und jagte die Türken im panischen Schrecken von Wien nach Ungarn zurück. Dort führte Kara Mustapha noch mit wechselndem Glück den Krieg fort, verlor aber im Ganzen viel Terrain und mehrere Festungen und bezog die Winterquartiere bei Belgrad, wo er auf Antrag des Divans, da seine Schützerin, die Sultanin Valide, gestorben war, hingerichtet ward. Die Lage M.s war, da Sobiesky siegreich war und Venedig sich noch dazu zu den Feinden der Türken gesellte, sehr schwierig, und Niemand wollte Kara Muhammed als Großwesir folgen, und Kara Kiaja Ibrahim mußte endlich dazu gezwungen werden. Anfangs war er glücklich; die Seraskier der Pforte erfochten an der Donau mehrere Vortheile und stellte mit Kara Mustapha's eingezogenen Schätzen eine Flotte den Venetianern entgegen. Allein unglücklicher war das fol-

gende Jahr, die Türken wurden 1686 in Ungarn, Dalmatien und Morea geschlagen, und dies entschied den Fall des Großvezier's, der durch Soliman Pascha ersetzt wurde. Dennoch begann auch das J. 1687 für M. höchst unglücklich, und der Sieg bei Mohacz (12. Aug.) durch den Herzog von Lothringen erfochten, bewog den Großwesir, den Befehl zur Hinrichtung der Seraskier des Heeres zu geben. Dieses empörte sich aber und rückte gegen Constantinopel vor. Selbst die Hinrichtung Solymans konnte die Aufrührer nicht aufhalten, und als M. nunmehr, von Todesangst getrieben, seine Brüder zu ermorden strebte, ward er daran vom Kaimakan Kiuperli gehindert und die Brüder gerettet und, als das Heer bei der Hauptstadt anlangte, den 29. Oct. 1687 vom Throne gestoßen und in den Kerker seines Bruders Soliman II. geworfen, der nun an seiner Stelle den Thron bestieg. In diesem Kerker starb er 1691 vergessen.

Muhammed Ali Pascha (gewöhnlicher Mehmed Ali), Pascha und Vicekönig von Aegypten, geb. zu Kavala, einem kleinen Hafen Rumeliens, 1769. Sein Vater, Ibrahim Aga, befehligte hier die Wache, welche für die Polizei der Umgegend sorgen sollte. Als dieser starb und M. in zartem Alter hinterließ, nahm sich der Tschorbaschi zu Kavala seiner an und ließ ihn in seinem Hause erziehen. Hier zeigte der Knabe eine seltene Kühnheit und unterwarf, noch ein halbes Kind, durch eine kühne List, mit wenigen Leuten, einen in Aufruhr begriffenen Distrikt. Hier wurde er auch mit Europäern bekannt, und daher kommt es, daß er weit duldsamer gegen andere Religionen ist, als seine Landsleute zu sein pflegen, und, eingedenk der Wohlthaten, die er im Hause des Kaufmanns Lyon aus Marseille empfing, eine besondere Vorliebe für die Franzosen hat. Er widmete sich anfangs dem Tabakshandel und ergriff erst 1798, als die Franzosen in Aegypten gelandet waren und auch der Tschorbaschi von Kavala ein Contin-

gent unter seinem Sohne Ali Aga stellte, die Waffen, indem er diesen als Rathgeber begleitete. Bald kehrte Ali Aga, des Lebens im Lager satt, in die Heimath zurück, M. blieb aber als Bimbaschi in Aegypten zurück. Sein Muth, besonders bei Ramanieh gegen General Lagrange bewiesen, machte ihn dem Kapudan Pascha bemerkbar, und M. erhielt durch diesen eine höhere Stelle. Als die Franzosen 1802 Aegypten verließen, hatte M. Gelegenheit, sich in den Kämpfen der Paschas gegen Aegypten auszuzeichnen, aber zugleich ward M.s Vorgesetzten sein außerordentlicher Ehrgeiz bekannt. Khurschid Pascha suchte ihn daher durch die Ernennung zum Pascha von Salonichi von Aegypten zu entfernen, allein er wußte einen Aufstand in Kairo zu erregen, durch den dieser Pascha in der Citadelle eingeschlossen ward, und eine Gesandtschaft der Scheiks, Ulema's und anderer Häuptlinge nach Constantinopel geschickt wurde, um dort M. als den einzigen Mann darzustellen, der sich eignete, die Ruhe herzustellen und den gehaßten Khurschid Pascha zu ersetzen. Die Antwort blieb lange aus; allein M. benahm sich in dieser Zwischenzeit so klug, daß er sich, sie mochte auch ausfallen, wie sie wollte, doch keine Blöße gab. Endlich (im April 1806) langte seine Ernennung zum Pascha von 3 Roßschweifen und zum Statthalter von Aegypten an. Indessen war er noch nicht auf seinem Posten sicher, denn Elfy Bey, das Haupt der Mamelucken, bemühte sich um das Paschalik von Aegypten, ward von den Engländern unterstützt und bot größere Summen als M. Während der Unterhandlungen war er aber mit M. in stetem Kampfe begriffen. Im Juli 1806 erschien der Kapudan Pascha mit einer bedeutenden Flotte vor Alexandrien und lud M. ein, zu ihm an Bord zu kommen, angeblich, um ihn zu seinem neuen Paschalik Salonichi überführen zu können. Ingeheim hatte er Befehl, ihn sogleich hinrichten zu lassen, wenn er ihn in seiner Gewalt hätte. Scheinbar erklärte sich nun M.

für höchst bereit zu gehorchen, gab aber vor, daß ihn seine wilden Albanesen nicht ziehen ließen, da er ihnen noch 20,000 Beutel Sold schuldig sei. In der That verbanden sich auch 70 Häuptlinge derselben, schwuren einen theuren Eid, ihn nicht zu verlassen, und bewachten ihn scheinbar, seine Abreise hindernd. Sie bewogen den Kapudan Pascha wieder abzusegeln und bald erschien seine nochmalige Bestätigung von der Pforte. M. bekriegte nun die Mameluden und rüstete sich zu einem Zuge gegen die Wechabiten, als die Landung der Engländer bei Alexandrien, im März 1807, ihn nöthigte, sich gegen diese zu wenden; er schlug sie zweimal bei Rosette, und nöthigte den General Frazer, eine Capitulation zu schließen, der zu Folge er sich wieder einschiffte. Nun wendete sich M. wieder gegen die Mameluden, mit denen er nach hartem Kampfe und nachdem Murad Bey und Elfy Bey gestorben waren, endlich einen Vertrag schloß, dem gemäß sie nach Kairo zurückkehren und dort einen Theil ihrer alten Macht wieder erlangen sollten. Sie erregten aber hier immer neue Unruhen, so daß M. endlich beschloß, sie durch einen gleich kühnen wie verbrecherischen Staatsstreich gänzlich zu vernichten. Er rüstete nämlich, vorgeblich gegen die Wechabiten, ein Corps aus und lud sämmtliche Mameluden-Chefs zur feierlichen Einsetzung seines Sohnes, Tussum Pascha, als Oberbefehlshaber, ein; 470 erschienen, und begaben sich im feierlichen Zuge nach dem Lager. Als sie aber an einem sehr engen Ort des Wegs angelangt waren, wendeten sich die Albanesen um und machten sie sämmtlich nieder. Alle andere wurden ergriffen, vor den Kiaja Bey geführt und enthauptet. Nur die französischen Mameluden verschonte man. Aehnliche Maßregeln fanden in den Provinzen Statt. So hatte sich M. durch eine abscheuliche Handlung, die weder die geheimen Befehle der Pforte, noch die Sorge für eigene Sicherheit rechtfertigen kann, von seinen größten Feinden befreit, und Aegypten hatte

seit der Zeit Ruhe. M. that nun Alles, den Wohlstand des Landes zu heben und europäische Cultur nach Aegypten zu verpflanzen. Er beförderte den Ackerbau, legte Maulbeerbaum- und Oelbaumpflanzungen an, munterte zum Anbau des Indigo's und anderer Nutzpflanzen auf, ließ mehrere Kanäle, besonders den, der von Ramanieh (von ihm, dem Sultan Mahmud II. zu Ehren, Mahmudieh genannt) aus dem Nil nach Alexandrien führt, und welchen er durch 100,000 Arbeiter 1821 vollendete, wieder aufgraben, legte die salzigen Sümpfe zwischen Rosette und Alexandrien trocken, ließ die bebauten Gegenden Aegyptens durch europäische Feldmesser vermessen, begünstigte Schaf- und Pferdezucht, legte Zucker- und Salpetersiedereien an, brachte eine Menge Fremder in das Land, die Fabriken anlegen und sonst für M.s Zwecke wirken sollten, und suchte allenthalben mit Europa Handelsverbindungen anzuknüpfen, indem er das Monopol für mehrere Branchen fast einzig für sich in Anspruch nahm. 1816 unternahm er auf die unablässige Mahnung der Pforte einen Feldzug gegen die Wechabiten, wo sein Heer zuerst von seinem ältesten Sohne, Tussum Pascha und, als dieser, kaum 20 Jahr alt, im Lager von Damanhur an der Pest gestorben war, von seinem zweiten Sohn, Ibrahim Pascha, geführt, mehrere glänzende Siege gegen sie erfocht, sie aus Mekka und Medina vertrieb, und sie bis in ihre innersten Schlupfwinkel verfolgte, die Wechabiten gänzlich aufrieb, ihren Häuptling gefangen nahm und nach Constantinopel sendete, wo er unter Mahmuds II. Augen hingerichtet ward. 1821 beschloß M, einen Einfall in Nubien und Sennaar unter seinem jüngsten Sohn Ismael Pascha unternehmen zu lassen, theils um Goldminen, die sich nach dem Gerücht dort finden sollten, zu entdecken, theils um sein Heer durch gefangene Neger zu recrutiren. Anfangs war dieser Zug glücklich, und das Heer drang in bisher gänzlich unbekannte Gegenden vor, bald zwang es aber Mangel

zum Umkehren, und nun erschöpften es die Eingebornen durch immerwährende Angriffe, bis Ismael und der größte Theil seines Heeres denselben endlich erlag. Schon vor diesem Zuge hatte M. seine Armee durch europäische Offiziere auf europäische Weise einzuüben begonnen. Noch mehr war dies bei der Reorganisation der geschlagenen Truppen der Fall, und wirklich hat es M. dahin gebracht, daß seine Truppen das europäische Exercitium angenommen haben und manche Cavallerieregimenter fast ganz französischen Truppen gleichen. Auch viele europäische Einrichtungen, Telegraphen, Congrevische Raketen, Stückgießereien, wurden eingeführt, Quarantaineanstalten errichtet, die Vaccine verordnet, die Ulema's zu besoldeten Beamten umgewandelt, Schulen angelegt u. s. w. 1818 ging deshalb Ismael Gibraltar, ein vertrauter Diener M.s, nach Europa, und noch jetzt werden gegen 40 ägyptische Jünglinge zu künftigen Beamten aller Art in Paris erzogen. Alle diese Verbesserungen erregten den Neid und die Eifersucht der Pforte, allein vergebens unternahm Sultan Mahmud mehrmals, M. durch List oder Ermordung zu verdrängen und suchte ihn endlich, da er allen dem klüglich auswich, durch freundliche Zuvorkommenheit treu zu erhalten. Wirklich zeigte sich M. auch bisher immer treu und versuchte nie, seine faktische Souverainität auch in der Form geltend zu machen, vielmehr gab er den dringenden Mahnungen der Pforte um Hülfe gegen die Griechen 1824 Gehör und sendete Ismael Gibraltar mit einer See-Expedition nach Morea, um diese Halbinsel für sich zu erobern und durch eine Neger-Colonie zu besetzen. Ihm folgte Ibrahim Pascha 1825 mit einer zweiten Expedition, und dieser eroberte in der That fast ganz Morea. Eine dritte Expedition, die 1827 folgte, ward im October d. J. von der britischen, russischen und französischen Flotte, unter Admiral Codrington, im Hafen von Navarin blocquirt und endlich vernichtet, und 1828 kehrte die ägyptische

Flotte und Armee in Folge eines Vertrags mit dem in Morea gelandeten General Maison heim und räumte die Halbinsel. Seitdem lösten sich die Bande, die M. an die Pforte ketteten, immer mehr; indessen hat er dem Sultan noch neuerdings mehrere Offiziere zur Einrichtung der türkischen Armee nach ägyptisch-europäischen Fuß geschickt.

Mühlen. I. Nach ihrem Zwecke sind sie a) Mahlmühlen (Mühlen im vorzüglichen Sinne, wenn sie zur Bearbeitung des Getreides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; b) Graupenmühlen; c) Oelmühlen; d) Schneidemühlen; e) Pulvermühlen; f) Papiermühlen u. s. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Wassermühlen: a) oberschlächtige und b) unterschlächtige; je nachdem sie feststehen oder nicht: a. Pfahlmühlen, b. Schiffmühlen. Erstere sind entweder Panstermühlen, wenn das Wasserrad mit seiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Wassers höher oder niedriger gestellt werden kann, oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befestigt sind, oder Straubemühlen, deren Schaufeln zwischen 2 Reifen stehen. Bei allen Wassermühlen unterscheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug befindlich ist, und das Gerinne, wodurch dem Zeuge das Wasser zugeführt wird. Letzteres setzt nicht selten bedeutende Wasserbauten voraus. B. Windmühlen. Diese sind entweder Bockmühlen, oder holländische Windmühlen. C. Hand- und Roßmühlen werden bloß durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt. — Die ersten Mühlen waren Handmühlen und höchst wahrscheinlich unsern Kaffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Wassermühlen. Letztere hatten die Römer, nach Vitruv, schon zu den Zeiten Augusts. Oeffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen sind 536 von Be-

lisarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrscheinlich ins 12. Jahrh., die der Graupenmühlen ins 16. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des 14. Jahrh.

Mühlenregal, das Recht des Staates, entweder Mühlen allein zu besitzen, oder die Anlegung derselben zuzugestehen oder zu verbieten.

Mühlenzwang, das Recht einer Mühle, die Einwohner der umliegenden Gegend zu zwingen, nur bei ihr das Getreide zu mahlen. Eine solche Mühle heißt Zwangmühle.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches aber seltener der Fall ist. Sie haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Bennung kommt von den Spaniern her. In Westindien sind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen gewesen sind, weil dort Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Mulgrave, 1) (Konstantin Johann Philipps) geb. 1744, trat früh in die britische Marine, ward 1765 Schiffscapitain. Er commandirte 1773 die zur Entdeckung einer Durchfahrt durch das Polarmeer vom atlantischen nach dem westl. Ocean ausgerüstete Expedition, kehrte aber, nachdem er bis zum 80° 48′ nördl. Breite gekommen war und die größte Gefahr erlitten hatte, vom Eise eingeschlossen zu werden, ja schon im Begriff gestanden hatte, das Schiff mit der Besatzung zu verlassen und sich mit den Schaluppen über die Eisfelder zu retten, unverrichteter Sache zurück und machte die Ergebnisse seiner Reise bekannt. 1775 erbte er durch den Tod seines Vaters den Lordtitel, wurde 1777 Commissair der Admiralität, führte aber dennoch ein Schiff bis zum Frieden von 1783. Nach Lord Nords Sturz legte er seine Stelle nieder, verwaltete

aber dessen ungeachtet später, nachdem er zum Geheimenrath und Pair ernannt worden war, mehrere wichtige Staatsämter und starb 1792 zu Lüttich; schrieb: »Reise zum Nordpol«, London 1774. 2) (Heinrich Philipp Lord M.), geb. 1770; Sohn des Vorigen; trat 1793 als Baron in die Pairskammer und auch bald darauf ins Ministerium. Nach Pitt's Tode verlor er seine Stelle, kam jedoch, als Fox starb, von neuem als erster Lord der Admiralität in das Ministerium. Die für England unheilvolle Expedition von Walchern 1809 war hauptsächlich sein Werk. 1812 wurde er Großmeister der Artillerie, welche Stelle er 1818 wieder an Lord Wellington abtrat.

Müller (Karl Wilhelm), kursächs. geheimer Kriegsrath und Bürgermeister zu Leipzig, durch seine kräftige und umsichtsvolle Verwaltung des letztern Amtes, als Begründer trefflicher Volkserziehungsanstalten und als Verschönerer Leipzigs unvergeßlich, wurde in Knauthayn, einem Dorfe bei Leipzig, den 15. Sept. 1728 geboren; st. den 27. Febr. 1801. Man hat ihm in dem sogen. Park, einem Theile jener Anlagen, ein Monument errichtet.

Müller (Johannes von), der berühmte Geschichtschreiber, geb. den 3. Juni 1752 zu Schaffhausen. Durch das Studium der Alten (die er aber wegen eines höchst grämlichen Schulrectors nur in erstohlenen Stunden lesen konnte) in seiner Liebe zur Freiheit und in seinem Streben nach Beförderung des Gemeinwohls genährt und begeistert, wählte er, von seinem Vater zur Theologie bestimmt, hauptsächlich die Geschichte zu seinem Studium und fand, als er nun im 18. Jahre nach Göttingen sich begab, dafür noch weit mehr Nahrung und Anreizung bei Walch und besonders bei Schlözer, entsagte nun der Theologie gänzlich und wurde, nach Schaffhausen zurückgekehrt, bald zum Professor der griech. Sprache ernannt. Von jetzt an wandte er sein ganzes Augenmerk auf Ausarbeitung der Geschichte

seiner Nation, der Schweiz, und erhielt dazu die thätigste Unterstützung; ja er erlangte auch endlich die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, damit er desto mehr für seinen Plan sammeln und nachforschen könnte. Er begab sich 1774 nach Genf, lebte hier mit dem Staatsrath Tronchin, mit Karl Bonnet, besonders mit Bonstetten u. M. im vertrauten Umgange, und endlich erschien der 1. Theil seiner Geschichte der Schweiz. Jetzt nach Berlin geeilt, um Friedrichs des Einzigen Monarchie zu sehen, wurde er von diesem mit liebenswürdiger Würde aufgenommen, seine Anstellung aber nachher von einem Franzosen hintertrieben. Durch die Unruhen zu Genf bewogen, zu seinen Freunden zurückzukehren, blieb er bei der ungünstigen Wendung der Dinge in Cassel, schrieb auch hier 1782 die kleine Schrift: »Reisen der Päpste«, erhielt dann eine Anstellung als Unterbibliothekar, ging aber 1783 in sein Vaterland zurück, ward 1786 vom Kurfürsten zu Mainz zum Hofrath und Universitäts-Bibliothekar, 1787 zum geheimen Cabinetssecretair und 1791 zum geheimen Staatsrath ernannt. Kaiser Leopold II. berief ihn 1793 nach Wien, erhob ihn auch in den Adelstand u. 1800 ward Müller an Denis's Stelle erster Custos der kaiserlichen Bibliothek. Durch Neid und Mißverstand wurde ihm hier das Leben verleidet, und er ging 1804 nach Berlin, wo ihm, nach der traurig merkwürdigen Auflösung der deutschen Reichsverfassung, und nach der Besitznahme von Berlin, auch von den franz. Behörden und ihrem Kaiser Achtung und Wohlwollen bezeigt wurde. Von mehrern Höfen erhielt er Aufträge; aber er wollte den Staat, wo er jetzt am nützlichsten wirken könnte, nicht verlassen; allein als im J. 1807 doch seine Entlassung erfolgte, nahm er den Ruf nach Tübingen an. Auf der Hinreise traf ihn die Einladung nach der französischen Kaiserstadt und bald kam er nun nach Cassel

als Minister=Staatssecretair des Königreichs Westphalen, welche Stelle er bald mit dem General=Directorat der Studien vertauschte. Allein alle die schönen Hoffnungen, die jetzt an seinen Eifer für wissenschaftliche Cultur geknüpft waren, vernichtete mit einem Male sein Tod 1809 (den 29. Mai). Als Geschichtschreiber trug Müller den Stempel echter Alterthümlichkeit an sich; unbesieglicher Fleiß und Anstrengungen in den Vorbereitungen zu seiner Geschichte; die Kunst zu reden; die Kürze, das Körnigte der Schreibart, das Große, Kraftvolle seiner Schilderungen und Gedanken stellen ihn neben einen Thucydides und Tacitus. Seine vorzüglichsten Schriften sind: die oft genannte »Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft« (4 Thle); die »Darstellung des Fürstenbundes«; »Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund« (nämlich Bonstetten) ꝛc. Was seine ganze Seele bis ans Ende beschäftigte, war eine Universalgeschichte, wozu er die bewundernswürdigsten Vorbereitungen traf, ja selbst in frühern Jahren Aussichten zu Ehrenstellen aufgab, um jenem Berufe gan[z] leben zu können. Sie sollte aus 30 Büchern bestehen; es war schon die Herausgabe derselben eingeleitet, als die unglücklichen Ereigniss[e] der Zeit das Vorhaben störten, und die Frucht lebenslänglichen Fleißes nicht zur gehofften Reife gelangte. Doch ist aus den hinterlassenen Papieren des Verstorbenen noch die Mittheilung in 3 Bdn. erfolgt — Die rechte Würdigung dieses großen Geschichtschreibers hat Heeren (in »Müller, der Historiker«, Lpz. 1809 und Roth, »Lobschrift auf Müller«) glücklich aufgestellt.

Müller (Johann Gottwerth), geb. 1744 zu Hamburg war in den 80er Jahren des vorigen Jahrh. einer unserer vielgelesensten Romanendichter.

Müller (Joh. Gotthard von), Prof. u. Ritter in Stuttgart, einer der trefflichsten Kupferstecher Deutschlands, geb. 1747

Bernhausen in Würtemberg. Seine Neigung zur Kunst führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er sich widmen sollte, ab und nach Stuttgart, wo sich sein großes Talent bald entwickelte und Anerkennung fand. Als seine Hauptblätter im histor. Fache verdienen genannt zu werden: Das Treffen bei Bunkershill (Nord-Amerika), worin der Gen. Warren sein Leben verlor, nach einer Zeichnung des Obersten und berühmten Malers Trumbull; und die Madonna della Sedia, nach Raphael. In der von ihm in Stuttgart gestifteten Kupferstecherschule haben sich mehrere sehr treffliche Künstler gebildet, vorzüglich auch sein Sohn. Seine Gattin verlor er auf eine höchst tragische Weise. Sie hielt sich, um von einem körperlichen Leiden geheilt zu werden, im J. 1783 in Paris auf und kam in dem schrecklichen Brande des Opernhauses daselbst in den Flammen um. Er st. am 14. März 1830 zu Stuttgart.

Müller (Johann Friedrich Wilhelm), des Vorigen Sohn, kön. würtemberg. Hofkupferstecher und Prof. an der kön. sächs. Akademie der Künste in Dresden, war geb. zu Stuttgart 1782. Durch die, ihn in früher Jugend schon befallene Blatternkrankheit litt seine Gesundheit später fortdauernd und führte eine unheilbare Hypochondrie herbei; dies hinderte jedoch nicht, daß er seinen Trieb zur Kunst mit Fleiß und Lust unter Anleitung seines Vaters verfolgte. 1802 ging er auf die Kunstakademie zu Paris, um sich dort in der Kupferstecherkunst noch mehr zu vervollkommnen; allein übermäßiger Fleiß wirkte höchst nachtheilig auf seinen Geist und Körper. Sein Freund, der Maler Kymli, nahm sich des kranken Künstlers treulich an und suchte ihn durch Landleben und Oelmalerei zu zerstreuen. Dies hatte den gewünschtesten Erfolg, auch für die Kunst. In Paris stach er für das »Musée français« die Venus d'Arles und eine Statue, mit der Unterschrift: la jeunesse, für Robillard, auch das Portrait des

damaligen Kronprinzen von Würtemberg, nach seinem eigenen Gemälde. Zugleich zeichnete er die heilige Cäcilia nach Dominichino (nachher von seinem Vater in Kupfer gestochen) und fing den Stich des Johannes nach demselben Meister an, welches treffliche Werk er, 1806 nach Stuttgart zurückgekehrt, das. vollendete. Ein, 1808 ihm von d. Kunsthändler Ritter in Dresden gemachter Antrag, die Madonna del Sixto von Raphael auf der dasigen königlichen Galerie in Kupfer zu stechen, wurde von ihm angenommen, und diese Arbeit beschäftigte ihn sein übriges Leben hindurch. Nicht zufrieden, bloß nach der ihm zugesandten Zeichnung das Werk auszuführen, ging er persönlich nach Dresden, und seine daselbst nach diesem Gemälde gezeichneten Studien bezeugen, daß er es ganz im Geist Raphaels auf der Platte wiederzugeben verstand. Von Dresden reiste er über Wien nach Italien. 1809 unternahm er, aus Italien zurückgekehrt, mit unermüdetem Fleiß den Stich der Madonna del Sixto, welche er, im im J. 1814 durch das damalige russisch-preuß. Gouvernement, als Professor an die dresdner Kunstakademie berufen, nach dem Original um so lieber ausführte. Allein unausgesetzter Fleiß und das Bestreben, sein Kunstwerk möglichst vollkommen darzustellen, verbunden mit kränkenden äußerlichen Verhältnissen, erschöpften Geist und Körper völlig und nur mit größter Anstrengung konnte er das Werk noch vollenden. Es war die letzte Arbeit des großen Künstlers. Von dunkeln Phantasien bewegt, fiel er in eine völlige Verzehrung und nahm beinahe gar keine Nahrung mehr zu sich. Geist und Körper waren gleich zerrüttet. Er wurde den Händen eines ausgezeichneten Arztes der Krankenanstalt auf dem Sonnenstein bei Pirna übergeben und man fing wieder an, Hoffnung für seine Genesung zu schöpfen; allein sein am 3. Mai 1816 erfolgter Tod machte allen seinen Leiden ein Ende. Von seinem Werke sah er keinen Abdruck mehr. Dies wird stets ein

Kleinod bleiben und vielleicht von keinem seiner Nachfolger in der Kupferstecherkunst je übertroffen werden. Er hatte mit seiner hinterlassenen Frau, einer Verwandten Dannecker's, 2 Kinder.

Müller (Friedrich), u. d. N. Maler Müller bekannt, zugleich Maler, Kupferstecher und genialer Dichter, geb. 1746 zu Kreuznach, starb den 23. April 1825 zu Rom.

Müller (Adam), k. k. Hofrath, 1827 in den östreichischen Ritterstand mit dem Prädicate »von Nitterdorf« erhoben, bekannt durch seine Schriften über Gegenstände der Staatskunst, ward 1779 zu Berlin geb.

Müller (Peter Erasmus), Dr. und Professor der Theologie zu Kopenhagen, Director der Bibelgesellschaft, geboren daselbst den 29. Mai 1776.

Müller (Wilhelm), Hofrath und Bibliothekar zu Dessau, der Sänger der Griechenlieder, war zu Dessau den 7. Oct. 1795 geb. — M. machte, durch Arbeiten sehr angestrengt, 1827 eine Erholungsreise an den Rhein, und wenige Tage nach s. Rückkehr ward er (1. Oct.) von einem tödtlichen Nervenschlage getroffen.

Müllner (Amadeus Gottfried Adolph), k. preuß. Hofrath, geb. den 18. Oct. 1774 zu Langendorf bei Weißenfels, ein Schwestersohn des berühmten Bürger; wurde nach dem Tode seines Vaters in Weißenfels erzogen, besuchte dann die Landschule Pforta und die Universität Leipzig, ward 1797 Vice-Amtsactuarius in Delitsch u., nachdem er dort ein Jahr verweilt hatte, Advocat in Weißenfels, heirathete 1802 Amalie von Lochau, den Gegenstand seiner glühenden Jugendliebe, und erwarb sich 1805 zu Wittenberg die juristische Doctorwürde. Vor Allem hatte ihn Schiller angezogen, der eben damals in s. Blüthe stand. Dennoch verwischte später das ernste juristische Studium die heitern Eindrücke wieder, die er in der Jugend-

zeit empfing, und er lieferte, einen Roman: »der Incest«, Greiz 1799 (den er als Student schrieb und mit einigen, von der Censur veranlaßten, von ihm aber nicht veranstalteten Abänderungen des Schlusses herausgab, den er aber später öffentlich für sein Werk zu erkennen Scheu trug) und einige Gelegenheitsgedichte ausgenommen, lange Zeit keine belletristischen Producte. Dagegen schrieb er mehrere geschätzte juristische Werke, so: »Modestins 60 Gedanken«, Greiz 1804, und die Doctordissertation: Diss. inaug. ad L. L. 10 et 24 cod. de procur., Wittenb. 1805, 4.; ferner; Kann ein Gerichtsherr seinen Gerichtshalter willkührlich entlassen, o. O. (Leipzig) 1806, bearbeitete D. G. A. Wilkens kurz gefaßte Grundsätze zum Extrahiren und Referiren der Acten, 2. Aufl., Leipz. 1806, und verfaßte: »Allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde«, ebend. 1812, 2. Aufl. 1819. Auch als Sachwalter war er sehr geschätzt. Größtentheils durch M.'s Bemühungen hatte sich in Weißenfels um 1809 ein Liebhabertheater gebildet, von dem M. selbst thätiges Mitglied war, und wobei er in fast allen übernommenen Rollen Treffliches leistete. Für dieses schrieb M. zuerst, außer mehrern Lustspielen, s. »Neunundzwanzigsten Februar«, Leipzig 1812, wozu ihm Werners, eben damals erschienener »Vierundzwanzigster Februar« die Idee gab. Der Beifall, den dies Drama erhielt, veranlaßte M., »die Schuld«, Leipz. 1816, 4. Aufl. 1821, zu dichten. Dies Trauerspiel gefiel in Wien, wo es 1816 zuerst aufgeführt wurde, und dann in ganz Deutschland, ungemein, ja mehr als seit Schiller ein Drama Beifall erhalten hatte. M.s Ruhm war hierdurch dauernd begründet und zugleich einem neuen Genre von Bühnenstücken, den Schicksalstragödien, zu denen freilich ursprünglich der »24. Februar« Anlaß gegeben hatte, u. die, wenigstens entfernt, die antike Tragödie nachahmten, die Bahn gebrochen. M. gab nun die

juristische Praxis nach und nach gänzlich auf und widmete sich einzig der Literatur. Auf der mit Glück betretenen Bahn weiter schreitend, schrieb er noch ferner die Trauerspiele: »König Yngurd«, Leipzig 1817, 2. Aufl. 1819; »die Albaneserin«, Stuttgart, 1820, und gab die zum Theil schon früher bearbeiteten Lustspiele: »die Vertrauten« und »die Zurückkunft aus Surinam« in s. 1. Lieferung von Spielen für die Bühne, Leipz. 1815, 2. Aufl. 1818; »die Zweiflerin«, »die großen Kinder«, »die lange Nase«, »der Wahn«, »der angorische Kater«, »der Blitz«, »die Onkelei«, sämmtlich zuerst in s. Almanach für Privatbühnen, 3 Bde., Leipz. 1817 — 1819, zum Theil nachmals wiederholt gedruckt in der zweiten Lieferung der Spiele für die Bühne, Leipz., 1821, zum Druck. Den Beifall wie »die Schuld« fanden diese Dramen freilich nicht. Das Urtheil der Kritik war über die Trauerspiele sehr getheilt, und obschon die Lustspiele sämmtlich unter die guten, zum Theil unter die besten dramatischen deutschen Originalerzeugnisse dieser Art gerechnet werden können, so war doch keines derselben werthvoll genug, M. einen Platz unter den deutschen Schriftstellern ersten Rangs anzuweisen. In der That läßt sich, wenn man seine Trauerspiele zergliedert, nicht läugnen, daß der Verstand und Scharfsinn, der M. vor allen geistigen Attributen eigen war, bei denselben eine wichtigere Rolle einnehmen, als die Phantasie und die Tiefe des Gemüths, welche letztere ihm fast gänzlich fehlte. Alles ist bei der Anordnung der Stücke berechnet, die Effecte reiflich überdacht; aber nur selten reißt die poetische Begeisterung Leser und Zuschauer in lyrischem Schwunge mit sich fort. Deshalb ließen auch seine Stücke, wenn man s. Erstling, »die Schuld«, ausnimmt, das große Publikum kalt, und keines derselben wollte das Glück machen wie diese, während er selbst doch den »Yngurd« u. »die Albaneserin« weit höher stellte als jene. Es scheint, daß der

geheime Verdruß hierüber (denn er wollte nun einmal sich zu den deutschen Schriftstellern ersten Ranges erheben), vielleicht auch die stille Ueberzeugung, daß er nicht mehr fähig sei, ein Drama zu schreiben, das die frühern an Werth übertreffe, Ursache war, daß er seit 1820 gänzlich aufhörte, für das Theater zu arbeiten, und sich von da an nur der literarischen und dramaturgischen Kritik widmete, zu der er sich auch vermöge seines scharfen Verstandes und seines ihm zu Gebote stehenden beißenden Witzes trefflich eignete. Schon früher hatte er (außer mehrern Aufsätzen in Slevoigt's Justiz- und Polizeirügen, Zachariä's Annalen der Gesetzgebung u. s. w.) Beiträge zu Levezow's berlinischem dramaturgischen Wochenblatte, zu der Wiener Zeitung für Literatur, Kunst und Mode, zu den Originalien, zur Hamburger Flora, zu der Zeitung für elegante Welt (wo er besonders in den eingemachten Lesefrüchten und in den Monatsberichten über das berlinische Theater manches Treffliche sagte), zu dem literarischen Wochenblatte Kotzebue's und zum Morgenblatte geliefert; seit 1820 trat er aber als Redacteur eines eignen literarischen Blattes auf. Zuerst redigirte er von 1820 — 25 das Literaturblatt zum Morgenblatte u. gab nebenbei die »Hekate«, Leipzig 1823 heraus, die aber bald aus Mangel an Absatz wieder aufhören mußte. 1826 begann er das »Mitternachtblatt«, Braunschweig 1826 — 28, Wolfenbüttel und Braunschweig 1828 — 29. In allen diesen Blättern war er der Schrecken aller schlechten Scribenten, die Ruthe aller Lobhudler, die Geißel aller Speichellecker. Was schlecht war, griff er an und züchtigte, ohne Ansehn der Person und des Autorrufs, oder der bürgerlichen und freundschaftlichen Verhältnisse, streng und bitter. Leider hatte diese literarische Fehme auch ihre Schattenseite; denn sein Autorruf war ihm über alles theuer, und Angriffe gegen diesen, oder persönliche Geringschätzung rächte er schonungslos und ohne auf wirkliches

Verdienst Rücksicht zu nehmen. Diese Schwäche verwickelte ihn in unzählige Fehden; persönliche Nichtachtung, die er von Göthe, Tieck, Jean Paul erfuhr, veranlaßte ihn, gegen diese zu Felde zu ziehen, andere unbedeutende Veranlassungen brachten ihn in die bekannten Streitigkeiten mit Brockhaus; seine eignen, etwas an den ehemaligen Advocaten erinnernden Ansichten über das Verhältniß des Schriftstellers zum Verleger und seine Rechte als Redacteur und die hierauf gegründeten Ansprüche endlich in die mit Cotta und Vieweg. Mehrere dieser Streitigkeiten hatten eine Fluth von Prozessen zur Folge, aus denen er, als ein ehemaliger geschickter Jünger der Themis, meist als Sieger hervorging. M. hatte schon 1817 den Titel als königl. preuß. Hofrath, als Anerkennung s. Verdienste um die Literatur, von seinem Monarchen erhalten. Später arbeitete er an der Herausgabe s. Werke. Sie erschienen gesammelt in 7 Bdn., Braunschw. 1828. Als er sich mit s. bisherigen Verleger (Vieweg) entzweite, gab er eine Fortsetzung derselben (8. Bd.), als »Meine Lämmer und ihre Hirten,« Wolfenbüttel 1828, bei dem nunmehrigen Verleger seines Mitternachtblattes (Niedmann) heraus, worin er die Verhältnisse zu mehreren Buchhändlern, besonders Cotta und Vieweg, dem Publikum vorlegte. Dann ließ er seine, schon im Mitternachtblatte befindliche Erzählung: »der Kaliber«, Leipzig 1829, besonders abdrucken. Dies war das letzte, was er erscheinen ließ, denn er st. den 11. Juni 1829, wenige Tage nachdem er von einer Reise nach Leipzig heimgekehrt war, zu Weißenfels am Schlage. Nach s. Tode erschien der 2. Bd. s. Erzählungen, wovon der Kaliber den 1. ausmachte, Leipzig, 1830. Prof. Schütz beschrieb sein Leben, Meißen 1830.

Mumien (vom arab. **Mum**, kostbarem persischem Erdharze) heißen die künstlich einbalsamirten und getrockneten Leichname der Verstorbenen, so wie sie noch bisweilen in ägyptischen Höhlen u. Py=

ramiden gefunden werden — eine Erfindung der Aegypter, deren eigentliche Beschaffenheit aber, wenigstens der Materialien, uns nicht mehr ganz bekannt ist. Ihre Farbe ist braun, der Körper so trocken u. hart wie Holz u. von einem schwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben über und über eingewickelt. Gewöhnlich ist ihr Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Gestalt behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt u. durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu sein scheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile Aegyptens, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdischen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalsamirens war ungefähr folgende: Eigens dazu bestimmte und unterrichtete Menschen entledigten den todten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gesteckt, hierauf der ganze Körper 70 Tage lang in Salpeter gelegt. (Auch das Salzwasser der Natronseen, subcarbonate de soda, hat die Eigenschaft, thierische Substanzen gegen die Verwesung zu schützen.) Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehen und der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balsamischen Oelen getränkt wurden. Der Körper ward nun in einen ausgeschnitzten, mit mancherlei Malereien verzierten Sarg gelegt und mit einer Decke umgeben, die oft selbst sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammengepapptem Byssus, war sehr künstlich gearbeitet und ebenfalls mit Malerei versehen, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die

Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Zedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt u. hierauf mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art, wo man die Körper bloß 70 Tage hindurch in Salpeter und hierauf in den Sarg legte. Außer den menschlichen Körpern machten die alten Aegypter den Körper des von ihnen verehrten Vogels Ibis zur Mumie und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnissen angebracht sind. Nur selten findet man Mumien in den unterirdischen Behältern noch in hölzernen Kästen oder Särgen; meist sind von diesen nur noch einzelne Bruchstücke übrig. Wahrscheinlich erhielten solche nur reiche Leute und Standespersonen. Das Behältniß, in welches die M. selbst gelegt wurden, besteht, wie gesagt, gewöhnlich aus einer Art von Pappe, aus mehrern auf einander geleimten Stücken Byssus gebildet; dieses Behältniß ist dann von einem zweiten, hölzernen, aus Sykomorus- oder Zedernholze bereiteten, eingeschlossen, von der Größe des Körpers, der in ihm aufgenommen ist, und dem es selbst gleicht, aus 2 Stücken, einem obern und einem untern, zusammengesetzt, die durch kleine Holznägel und dünne, leinene Schnuren verbunden sind. Diese Kästen sind dann noch mit einem einfachen Ueberzug von Gyps umgeben, oder mit Firniß überzogen und ebenfalls mit hieroglyphischen Figuren verziert. — Aehnlich erhaltene Menschenkörper aus frühester Zeit der untergegangenen Bewohner der canarischen Inseln (Guanchen) findet man in Menge auf Palma, Ferro, Canaria und Teneriffa in eignen Katakomben; die M. der Guanchen führen in der Landessprache den Namen Xaxos; sie zeichnen sich durch Trockenheit, Leichtigkeit, gelbe Farbe und starken Ge-

ruch aus, sind aber häufig von Würmern benagt; sie sind in Ziegenfelle eingenäht und übrigens gut erhalten; man schloß sie in Kästen von Sabinaholz, indem man sie so zusammenband, daß der Kopf des Einen mit den Füßen des Andern verbunden wurde. Man glaubt, daß sie durch Austrocknen an der Luft zubereitet worden sind, nachdem man die Eingeweide herausgenommen hatte, indem man sie zugleich zu mehrern Malen mit einem aromatischen Firniß überzog. — Zu Mexiko fand v. Humboldt ähnlich zubereitete M. Auch die alten Peruaner verstanden sich darauf, die Leichen ihrer Yncas unversehrt zu erhalten. Häufig kommen auch durch Zufall vertrocknete Leichen vor, die, wenn sie verschrumpft und geschwärzt sind, wohl auch als M. bezeichnet werden. — Die Mumien wurden sonst, ihres Balsams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längst abgekommen ist.

München, Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Baiern, an der Isar, mit den 6 Vorstädten: Au, St. Anna oder Lehel, Max Joseph, Ludwig, Isar und Schönfeld; 2783 H. 69,400 Einw., mit Au und Haidhausen auf dem rechten Isarufer 81,400 Einw. Dazu kommen noch 6000 Personen aus dem Soldatenstande. Im 11. u. im Anfange des 12. Jahrh. war München schon von einigem Umfange und u. d. N. Munichen bekannt. M. hat 22 Kirchen. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das königl. Residenzgebäude, ein herrlicher Palast, 540 Fuß lang und 280 Fuß breit, mit 4 Höfen und einem schönen Lustgarten; der herzogl. leuchtenbergische Palast; der Herzog-Maxpalast; der Fugger'sche oder Herzog-Wilhelmspalast, der Ständesaal, der Bürgersaal und mehrere Hotels des hohen Adels. Die kön. Akademie wurde 1759 vom Kurf. Maximilian Joseph III. gegründet und vom Könige Maximilian I. 1807 mit einer neuen Verfassung und reichen Dotation begabt und 1827 neu organi-

sirt. Die kön. Studienanstalt, als Lehranstalt für höhere Bildung, die kön. Pagerie, das Cadettencorps, das statistisch-topographische Bureau, mit einer topograph. Schule, die Blindenanstalt, die Erwerbschule, das Studentenseminar, das Athenäum für Neugriechen, mehrere Volks- und Feiertagsschulen und die Maximiliansanstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände. 1826 verlegte der König Ludwig die Universität zu Landshut nach München. Unter den Anstalten zur Bildung in Künsten steht obenan die Akademie der bildenden Künste, mit der Kunstcomité; hierzu gehören: der Antikensaal nebst der vom jetzigen König als Kronprinzen errichteten Glyptothek, welche Bildhauerwerke enthält, die Modell-, Zeichnung- und Malzimmer und das Kupferstichcabinet. München besitzt 2 stehende Theater, das kön. Nationaltheater und das Theater am Isarthore. Die münchner Capelle ist eine der vorzüglichsten in Deutschland; der englische Garten, von Karl Theodor angelegt, ist das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin ist. Das Leben in München ist sehr öffentlich; besonders werden die Bierhäuser stark besucht. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevalsbelustigungen den ersten Platz. Die besuchtesten Vergnügungsörter in der Nähe sind: Großhesellohe, Obervöhring, Bogenhausen, Harlaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen die königl. Lustschlösser Nymphenburg, die gewöhnliche Sommerresidenz des k. Hofes (mit einer Porzellanfabrik), Schleisheim (mit einer ausgezeichneten Gemäldesammlung) und Fürstenried. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten ist die wichtigste und zugleich umfassendste Anstalt das allgemeine Krankenhaus. Fabriken und Manufakturen sind in M. nicht zahlreich.

Münchhausen (Gerlach Adolph; Freiherr von), hannöverischer Minister und Curator der Universität Göttingen, geb. 1688.

Mannichfaltige Verdienste erhoben ihn 1765 zum Premierminister, in welcher Stelle er 1770 zu Hannover starb.

Münchhausen 1) (Otto von), geb. zu Schwöbber bei Hameln 1716; war erst Amtmann zu Steyerberg, dann Landdrost zu Haarburg, lebte aber größtentheils zu Hannover und Schwöbbern, seinem Gute, ward im 7jährigen Kriege von den Franzosen als Geißel weggeführt, kehrte aber bald zurück und starb 1774. Sein »Hausvater«, 6 Bde., Hannover 1765—73, enthält einen Schatz von nützlichen Vorschriften und ist noch jetzt sehr geschätzt; er schrieb außerdem: »Monatliche Beschäftigung für einen Baum- und Plantagegärtner«, Hannov. 1772. 2) (Hieronymus Karl Friedrich von), jüngerer Sohn des Herrn von M. auf Rinteln und Bodenwerder; trat früh in russische Dienste als Cavallerieoffizier, machte hier mehrere Campagnen gegen die Türken mit und kehrte endlich als Rittmeister in sein Vaterland zurück, wo er das väterliche Gut Bodenwerder übernahm und, höchst gutmüthig, viel für die Armen that. M. war ein leidenschaftlicher Reiter und Liebhaber von Jagd und Hunden und wußte höchst wunderliche Dinge über Pferde und Hunde, die er einst gehabt haben wollte, noch mehr aber über im Türkenkrieg[e] Erlebtes zu erzählen. Hierbei spielte ihm seine lebhafte Phantasi[e] den Streich, daß er das Unwahrscheinlichste, ja Unmögliche als wah[r] und wirklich geschehen annahm und, fast von der Wahrheit der erzähl[-] ten Dinge überzeugt, es sehr übel nahm, wenn Jemand nur den lei[-] sesten Zweifel über die Wahrheit des Geschehenen erhob. Er ge[-] währte jedoch in seinem Erzählungseifer, wobei ihm die Augen wei[t] aus dem Kopfe traten und funkelten, das Gesicht immer röther ward die Schweißtropfen auf die Stirn traten und er mit den Armen s[o] mächtig herumfocht, als wollte er Türkenköpfe absäbeln, oder di[e] Bären und Wölfe, die in seinen Erzählungen eine große Rolle spiel[-]

ten, bekämpfen, einen so komischen Anblick, daß seine Bekannten ihn oft auf seinen Lieblingsgegenstand brachten und seinen Mährchen gern zuhörten. Zufällig lernte er den Dichter G. A. Bürger in Pyrmont (wo M. oft war) kennen und fand an dem heitern, jovialen Manne so viel Gefallen, daß er ihn mehrere Male zu sich einlud. Bürger hörte hier die Geschichten M.'s und war später unzart genug, sie sehr ausgeschmückt und mit selbst erfundenen, oder von Andern Zügen verziert (ein Theil derselben steht schon in den Mendacia ridicula, im 3. Bde.; von Lange, deliciae academicae, Heilbronn 1665), als: »Wunderbare Abenteuer und Reisen des Herrn von M.«, aus dem Engl., London (Göttingen) 1787, herauszugeben. Dies Büchelchen machte durch den Witz und die Laune, mit der es geschrieben war, ungemeines Aufsehen, wurde auch in mehrere fremde Sprachen, u. a. auch ins Englische (wo der britische Recensent sich abmühte, darzuthun, daß es eine gelungene Satyre auf das damalige englische Ministerium sei) übersetzt, ärgerte aber M., wie natürlich, schwer u. zog auch Bürgern viele Unannehmlichkeiten zu. Später lieferte H. Th. L. Schnorr eine weit weniger geglückte Fortsetzung, die mit dem ersten wieder gedruckten Bändchen, in 4 Bdn., Bodenwerder (Göttingen) 1794 — 1800, erschien. M. verheirathete sich spät zum zweiten Male mit einer ganz jungen Frau, und da aus dieser Ehe völlig unerwartet ein Knabe entsprang und so der Nebenlinie die Erbschaft entzogen wurde, so entstand hierüber nach M.'s Tode (1797) ein höchst ärgerlicher Prozeß.

Mund. Man unterscheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Ersterer reicht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, enthält dieses Organ und ist von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beständig von dem aus den Drüsen (deren äußere Kanäle sich in seinem Innern öffnen) fließenden Speichel angefeuchtet. Letz=

terer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln sich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der Eu[illegible]chischen Röhre. Durch letztere hängt der Mund mit dem Ohre zusammen; eine andere Verbindung findet mit der Nase statt durch die innern Nasenlöcher.

Mundharmonica, sonst auch Brummeisen oder Maultrommel genannt, ist durch die erstaunenswürdige Kunstfertigkeit mehrer Musiker gleichsam zu Ehren gekommen. Dazu gehört vor Allen der berühmte Koch. Scheibler in Crefeld, ein Liebhaber der Musik, hat durch Zusammensetzung mehrer Maultrommeln, zu 6 oder 10, diesem Instrumente größern Umfang verschafft. Er nennt es nun **Aura** u. hat es mit einer beigegebenen Abbildung und beigefügten Musikstücken für dasselbe genau geschildert.

Mündigkeit, s. Majorennität und Minorennität.

Mungo Park, s. Park.

Municipal, städtisch; **Municipalverfassung**, städtische Verfassung, **Municipalbehörde**, städtische Behörde. In Frankreich besteht die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjuncten und, wo es die Bevölkerung erfordert, aus einem oder mehreren Polizeicommissairen, neben welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath (Gemeinderath) findet, der die Controlen über die von dem Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts zu führen und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge zu thun hat.

Municipien (municipia) hießen diejenigen Städte im römischen Reiche, welche unter selbstgewählten Obrigkeiten (duumviri, collegium decurionum) entweder nach römischen oder nach eignen Gesetzen regiert wurden und im erstern Falle das röm. Bürgerrecht

im weitesten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militairischen Ehrenstellen gelangen konnten.

Munition, Schießbedarf; dann besonders alles, was beim Militair zum Gebrauche des großen und kleinen Geschützes nothwendig gebraucht wird: Pulver, Kugeln rc. Munitionswagen, solche Wagen, auf welchen dieser Schießbedarf der Armee nachgefahren wird.

Münnich (Burkhard Christoph, Graf v.), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, geb. zu Neuenhuntorf im Herzogthum Oldenburg 1683. Sein Vater war verabschiedeter Oberstlieutenant und Aufseher über die Deiche. M. erhielt zum Theil eine gute Erziehung in Frankreich, trat, nachdem er in Straßburg als Ingenieur gedient, beim Ausbruch des spanischen Successionskrieges, da er nicht gegen Deutschland kämpfen wollte, in hessische Dienste, wohnte 1702 der Eroberung von Landau, so wie bis 1708 den Begebenheiten in Italien und Holland bei, wurde nach der Schlacht bei Malplaquet 1709 Oberstlieutenant und gerieth bei Denain in französische Gefangenschaft, aus der er sich loskaufte. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland wurde er Oberst, legte nach dem Frieden zur Beförderung des hessischen Handels den Hafen, die Schleuse und den Kanal von Karlshafen an und trat 1716 in sächsische Dienste, wo er im folgenden Jahre Generalmajor wurde. Vom Generalfeldmarschall Grafen von Flemming beleidigt, nahm er schwedische und nach Karls XII. Tode 1721 als Ingenieurgeneral russische Dienste, führte daselbst die Aufsicht über den Bau des Ladogakanals, des Hafens von Kronstadt und der Festungswerke von Riga, ward Generallieutenant, erhielt von Katharina I. den Alexanderorden und von Peter II., bei dem er bedeutend zu dem Sturz seines Gegners Menzikoff beigetragen, den Grafentitel und wurde 1731 zum Generalfeldzeugmeister,

so wie 1732 zum Generalfeldmarschall und Präsidenten des Kriegscollegiums ernannt. Um ihn zu entfernen, gab man ihm 1732 den Oberbefehl über ein russisches Corps in Polen; er eroberte aber Danzig 1734 und erwarb sich dadurch neuen Ruhm. Die Kaiserin gab M. nun das Commando gegen die Türken; er machte die berühmte Campagne 1736 gegen diese, eroberte die ganze Krim und nahm die Linien von Perikop. Indessen starben 30,000 Russen an den Folgen des Mangels und der Anstrengungen; M. ward daher bei seiner Rückkehr nicht gnädig empfangen, und man wollte ihn sogar vor ein Kriegsgericht stellen. Indessen der Muth, mit dem er seinen Feinden Trotz bot, und der Edelmuth seines Gegners Lacy, der ihn offen vertheidigte, vereitelten diesen Schritt, ja er erhielt 1737 das Commando wieder und stürmte Otschakow, wo jedoch mehr das glückliche Auffliegen eines Pulvermagazins, als die guten Anstalten die Festung in seine Hände brachten. Der Feldzug 1738 war unglücklich für ihn, er verlor Otschakow wieder und wich zurück. Allein das Jahr 1739 glich diese Scharten wieder aus, er schlug die Türken bei Stowutschan aufs Haupt, eroberte Chotschim und erkämpfte den Frieden von Belgrad. Ehrenbezeigungen und Orden empfingen ihn bei seiner Rückkehr. Bei der sterbenden Kaiserin Anna wirkte er dahin, daß Biron zum Vormund und Regenten in des jungen Iwan Namen ernannt wurde, in der Hoffnung, durch ihn zu herrschen. Als er sich darin getäuscht sah, schloß er sich an die Prinzessin Anna von Braunschweig, Iwans Mutter, an, verschaffte ihr die Regentschaft und ließ Biron verhaften und nach Sibirien bringen. Er nahm nun, da er nicht Generalissimus werden konnte, den Titel Premierminister an und betrieb das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin Anna sich zu Oestreich und Sachsen hinneigte, forderte er s. Abschied. Er ward ihm gewährt, zugleich ihm aber die Biron'sche Herr=

schaft Wartenberg in Schlesien geschenkt und sein Gehalt durch 15,000 Rubel auf 70,000 Rubel erhöht. Schon befand er sich auf der Reise nach Königsberg, als ihn die Kaiserin Elisabeth, die sich im December 1741 auf den Thron geschwungen hatte, verhaften und zum Tode verurtheilen ließ; jedoch wurde er begnadigt und nach Pelim in Sibirien verwiesen, wo er täglich 3 Rubel und sein Einkommen von Oldenburg her hatte. 1762 berief ihn Peter III. zurück und gab ihm alle seine Würden und Güter wieder. Katharina II. ernannte ihn zum Generaldirector der Häfen am baltischen Meere. Er starb 1767 in der Residenz, im 84. Lebensjahre, und war der Stifter des großen im Oldenburgschen belegenen Familienfideicommisses, das seine Collateralen nützen. Die großen Einkünfte dieses Gutes blieben dem Grafen, als er nach Sibirien geschickt wurde. Folgte Peter III. seinem Rath, so nahm wahrscheinlich die Revolution, die ihn entthronte, eine andre Wendung. Der Tod vereitelte den Plan des Grafen, seine Tage in seinem Vaterlande zu beschließen. Wegen der Herrschaft Wartenberg in Schlesien entsagte der Graf M. seinen Ansprüchen zum Vortheil der Familie Biron, nachdem er aus Sibirien zurückgekehrt war. Man hat von ihm: »Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie« (Kopenh. 1774).

Muñoz, 1) (Juan Baptista), berühmter span. Gelehrter, geb. 1745 zu Museros bei Valencia. 22 J. alt, schrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada und zu der Logik von Vernei. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Kosmographen von Indien, welchem Amte er mit Auszeichnung vorstand, bis der Minister Galvez ihm den Auftrag gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Aber der Tod unterbrach (19. Jul. 1799) seine Arbeit, von der nur der 1. Bd. erschienen ist (»Historia del nueva mun-

do«, Madrid 1793. 2) (Don Tomas), geb. 1743, machte sich um sein Vaterland Spanien als Ingenieur des Seewesens und Marineoffizier verdient. Trotz dem entging er dem Schicksale nicht, bei den traurigen Reactionen in Spanien verbannt zu werden. Er lebte nun eine Zeitlang in ehrenvoller Armuth zu Paris, schrieb hier sein treffliches Werk: »Traité sur la fortification,« und lehnte die ehrenvollen Anträge ab, welche ihm Kaiser Alexander, der ihn in seine Dienste zu ziehen wünschte, machte. Endlich in sein Vaterland zurückgekehrt lebte er hier als 80jähriger Greis von der Unterstützung, die ihm sein Sohn, selbst arm, gewähren konnte, und starb am 23. Nov. 1823 zu Madrid. Die von ihm angelegten Werke auf der Insel la Caracca, 2 Meilen von Cadix, verkünden noch seinen Ruhm. M. war Generallieutenant der spanischen Marine.

Münster (Monasterium), 1) (Geogr.), Hauptstadt des preuß Regierungsbezirks gl. N. und der Prov. Westfalen, an der Aa, unweit der Ems; Schloß, 2144 H. 20,850 E. Katholische Universität, Seminar, Gymnasium, Bibliothek, Wollenzeugmanufakturen, Leinweberei, Handel mit Leinwand, Wollenwaaren, Wein u. a. 2) (Gesch.) M. ward 584 von den Teucterern erbaut und Meiland, seit 696 aber Mimingorrorde oder Memingerode genannt. Nachdem 772 Karl d. Gr. die Stadt erobert und 785 ein Bisthum nebst prächtiger Kirche und Kloster daselbst hatte errichten lassen, kam der Name M. (Monasterium, Kloster) auf. Sie war aber damals eine unbedeutende Stadt, die noch im Jahre 1121, als sie von ihrem vertriebenen Bischofe, Theodorich, belagert wurde, nur 4 Pforten und 2 Kirchen hatte. Was bei dieser Belagerung zerstört worden war, baute Theodorichs Nachfolger, Burchard, wieder auf, und Bischof Hermann, ein Graf von Katzenellenbogen, versah die Stadt mit Mauern und Thoren. Sein Nachfolger, Graf Dietrich von

Isenburg, fing den Bau des Doms an, der nach 36 Jahren unter Bischof Gerhard von der Mark (bis 1277) vollendet wurde. 1532 wurde die Reformation in M. eingeführt. Selbst der damalige Bischof war, als Freund des Landgrafen Philipp von Hessen, der neuen Lehre nicht abgeneigt. Aber das Domcapitel erregte große Schwierigkeiten dagegen, ohne jedoch die Reformation ganz ausrotten zu können. Unter diesen Umständen kam 1533 Johann Bockold, ein Schneider aus Leyden, und Johann Matthias oder Matthieson, ein Bäcker aus Haarlem, nach M., um ihren schwärmerischen wiedertäuferischen Ideen von allgemeiner Gleichheit der Menschen, Abschaffung der Obrigkeiten, Gemeinschaft aller Güter und dergl. daselbst Eingang zu verschaffen. Ihre Schwärmerei steckte selbst den Prediger Rothmann und den Rathsherrn Knipperdolling an, und ein großer Theil des Volks schlug sich auf die Seite der neuen Propheten. Vergebens ließ der Magistrat denselben die Kirchen verschließen; sie erstürmten, verstärkt durch allerhand Gesindel aus der Nachbarschaft, das Rathhaus, erzwangen sich einen Vergleich, durch welchen ihnen freie Uebung ihres Glaubens zugesichert wurde, und vertrieben, damit nicht zufrieden, die Gegenpartei aus der Stadt. Hierauf trat Matthieson als Prophet auf und überredete das Volk, sein ganzes Eigenthum zu gemeinschaftlichem Gebrauch auszuliefern und alle Bücher, mit Ausschluß der Bibel, zu verbrennen. Nachdem er bei einem Ausfalle aus der Stadt sein Leben verloren hatte, warfen sich Bockold und Knipperdolling zu Propheten auf, ließen die Kirchen zerstören und errichteten eine neue Regierung, nach welcher 12 Richter über das Volk des neuen Israel herrschen sollten: Aber diese Verfassung ward gleich darauf wieder umgestoßen und Johann Bockold, unter dem Namen Johann von Leyden, 1534 als König über das neue Zion (Münster) erwählt. Seine Regierung war ein seltsames Gemisch von Schwär-

merei, viehischer Wollust und unmenschlicher Grausamkeit. Er lebte mit fürstlicher Pracht, führte die Vielweiberei ein, schreckte alle Bessern durch zahllose Hinrichtungen, erließ gegen auswärtige Regierungen, so wie gegen den Papst und gegen Luther, drohende Manifeste und ermunterte die Seinen zu hartnäckiger Vertheidigung der durch Hunger und Pest und zügellose Unordnung verwüsteten Stadt, welche von ihrem Bischofe belagert wurde. Sie wurde endlich, nach tapferer Gegenwehr, bei welcher auch Rothmann umkam, erobert und dem Reiche der Wiedertäufer ein Ende gemacht. Bockold, Knipperdolling und Knechting wurden 1536 mit glühenden Zangen zu Tode gemartert und in eisernen Käfigen am Lambertusthurme aufgehängt. Seit dieser Zeit hatten die Bürger fast immer Streit mit den Bischöfen. Im Jahre 1660 wurde Christoph Bernhard von Galen zum Bischof erwählt. Da ihn das Volk nicht anerkennen wollte, sah er sich genöthigt, 1661 die Stadt mit Sturm zu erobern, eine Citadelle zu erbauen und eine Besatzung von 2500 Mann aufzunehmen. Geschichtlich merkwürdig ist M. noch dadurch geworden, daß auf dem dasigen Rathhause am 24. Oct. 1648 der westfälische Friede abgeschlossen wurde. Die kathol. Universität ward 1818 aufgehoben und ihre Fonds wurden dem, vom König 1824 errichteten, philologisch-pädagogischen Seminar für kathol. Theologen, dem kathol. Priesterseminar und dem Gymnasium in Münster und Paderborn zugetheilt. Die vorherrschende Religion ist die kathol.; doch haben die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Protestanten sehr vermehrt. Den Verlust, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcularisation des Hochstifts und reichen Domcapitels erlitten haben, ersetzt ihnen jetzt das bedeutende Personale der Regierung, des Oberlandsgerichts, des Oberpräsidiums und Militairgouvernements der Provinz Westfalen, und mehr als alles dieses der seit 20 J. ungemein gestiegene Handel, wel-

cher durch die Schiffbarmachung der Ems und durch die Verbindung derselben mit der Lippe über Münster, also durch 2 neue Kanäle, die mit der Ems bei Rheina und mit der Lippe von Maxhafen aus den Zusammenhang eröffnen sollen, noch höhern Flor erhalten und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückversetzen wird, worin sie, Mitglied der Hansa, die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein war. 3) (Gesch. des Hochstifts), vormal. größtes Hochstift des westfäl. Kreises, begrenzt von Ostfriesland, Oldenburg, Diepholz, Osnabrück, Lingen, Tecklenburg, Ravensberg, Rhöda, Westfalen, Mark, Reklinghausen, Kleve, Bentheim u. den Niederlanden, 180 QM. groß, mit 350,000, fast lauter kathol. Ew.; brachte jährlich 800,000 Thlr. ein, hatte seine Landstände und wurde in das Ober- und Niederstift und 4 Quartiere eingetheilt, wovon jenes das wolbeckische, das wernische oder steversche mit 3 Aemtern und das brämische Quartier mit 4 Aemtern, dieses (das Niederstift) das emsländische Quartier mit 3 Aemtern begriff. Das Wappen war ein goldener Querbalken im blauen Felde. Der jedesmalige Bischof war Reichsfürst und hatte auf dem Reichstage im fürstlichen Collegium mit dem Bischofe von Lüttich den Rang. Im westfälischen Kreise war er der erste kreisausschreibende Fürst und Director. — Zum ersten Bischof von Münster ward 802 Ludger von Friesland durch Karl d. Gr. verordnet. Anfangs stand das Hochstift unter der Erbschirmgerechtigkeit des Grafen von Tecklenburg, von welcher es Bischof Ludwig I. befreite. Unter Bischof Hermann II. im 12. Jahrhundert ward es vom Kaiser Otto IV. zu einem Reichsfürstenthume erhoben, und Kaiser Friedrich II. verlieh dem Domcapitel das Wahlrecht. Bischof Ludwig II., ein Landgraf von Hessen (st. 1359), war der erste, welcher vom Papst bestätigt wurde. 1398 erhielt das Hochstift in einer Theilung mit dem Bischof zu Osnabrück

das Amt Kloppenburg, welches früher als besondere Grafschaft den Grafen von Tecklenburg gehört hatte. 1430 fiel das Amt Lüddinghausen an M. und wurde 1538 dem Domcapitel pfandweise überlassen. Das Amt Stromberg, ehedem eine Burggrafschaft des Reichs, gerieth durch die Vergünstigung Kaiser Karls IV. an M., nachdem er den unruhigen Burggrafen Burchard in die Acht erklärt und diese durch den Bischof von M. hatte vollstrecken lassen. Wegen dieser Burggrafschaft suchte der kriegerische Bischof Bernhard von Galen Sitz und Stimme auf dem Reichsfürstenrathe. Dieses Gesuch wurde 1707 erneuert, auch 1708 von dem fürstlichen und 1710 von dem kurfürstlichen Collegium bewilligt; die Bewilligung ist aber nie in Anwendung gekommen. Die Stadt M. gerieth erst 1661 unter die völlige Gewalt des Bischofs, welcher darauf seine Residenz dahin verlegte, da die frühern Bischöfe zu Kösfeld residirt hatten. Seit 1719 war der Erzbischof von Köln zugleich auch Bischof von M., so daß beide Länder unter Einem Landesherrn standen. Durch den Reichsdeputationsabschluß 1803 wurde das Hochstift M., zum Behuf der Entschädigung verschiedener deutscher Fürsten, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich vermöge des lüneviller Friedens Verlust an Land erlitten, säcularisirt und zerstückelt. Preußen erhielt den größten Theil davon, nämlich die östliche Hälfte des Oberstiftes mit der Hauptstadt M.; die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg die Aemter Bocholt und Aahaus; der Rheingraf von Salm fast das ganze Amt Horstmar; der Herzog von Croy einen Theil des Amts Dülmen; der Herzog von Looz-Corswaren Theile der Aemter Rheina und Wolbeck; der Herzog von Aremberg das Amt Meppen und der Herzog von Oldenburg die Aemter Kloppenburg und Vechta. Der preußische Antheil von M., etwa 60 □M. mit 128,000 Einw., bildete ein Fürstenthum M. und blieb unter preußischer

Herrschaft bis zum tilsiter Frieden 1807, wodurch dasselbe an Frankreich abgetreten, mit dem Großherzogthum Berg vereinigt wurde und Bestandtheile der Departements der Ems und der Ruhr bildete. 1810 aber wurde ein Theil des Fürstenthums M., vermöge eines Decrets von Napoleon, wornach er die Vereinigung der Schelde=, Maas=, Rhein=, Ems=, Weser= und Elbmündungen mit Frankreich befahl, vom Großherzogthum Berg genommen und zu dem neu gebildeten Lippedepartement des Kaiserthums Frankreich geschlagen, mit welchem Departement und dem gleichfalls französischen Departement der Oberems auch die übrigen Landestheile von M. verbunden wurden, die an die Häuser Salm, Aremberg, Croy, Looz=Corswaren und Oldenburg gegeben worden waren. Der wiener Congreß 1815 verschaffte Preußen den Besitz seines Fürstenthums M. wieder, mit Ausnahme eines kleinen Distrikts zwischen der niedern Grafschaft Lingen und dem Fürstenthum Rheina=Wolbeck; desgleichen wurden die münsterschen Landestheile der Häuser Salm, Croy und Looz=Corswaren (mit Ausnahme eines Theils des letztern, der an Hannover kam) als mediatisirte Besitzungen Preußen gegeben. Der arembergische Antheil an M. kam als mediatisirte Besitzung an Hannover, und die oldenburgischen Aemter von M. kehrten an Oldenburg zurück. Preußen besitzt also jetzt (mit Ausschluß der hannöverischen und oldenburgischen Antheile an M.) das ganze vormalige große Hochstift M. und hat es unter die Kreise M., Lüdinghausen, Kösfeld, Borken, Aahaus, Steinfurt, Tecklenburg, Warendorf und Beckum des Regierungsbezirks M. vertheilt.

Münster=Meinhövel (Ernst Friedrich Herbert, Graf zu, Freiherr von Grothaus, Herr zu Ledenburg und Holte), geb. den 1. März 1766 im Hannöverschen; stammt aus einem alten, angeblich schon zu Karls des Großen Zeiten als Heerführer der Sachsen ausge=

zeichneten freiherrlichen, 1792 von Kurpfalzbaiern als Reichsvicar in den Grafenstand erhobenen Geschlecht, ward erst Kammerauditor zu Hannover, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, hannöverscher Gesandter zu Petersburg und zuletzt vortragender Minister in London. 1805 protestirte er in dieser Eigenschaft gegen die Besitznahme Hannovers durch Preußen, ward 1814 zum Erblandmarschall von Hannover ernannt, ging 1815 als hannöverscher Gesandter zum wiener Congreß, unterzeichnete als solcher die dortigen Congreßacten, ward 1815 Kanzler des neuerrichteten Guelfenordens und war mit der Specialvollmacht der Vormundschaft des Herzogs von Braunschweig bevollmächtigt. 1827 erhob sich deshalb ein sehr lebhafter Streit, indem ihm der Herzog Schuld gab, daß er ihn unwürdig behandelt habe und ferner Ursache gewesen sei, daß die Vormundschaft noch ein Jahr länger, als das Gesetz besagte, gedauert habe. Ueber diesen Gegenstand erschienen mehrere bittere und leidenschaftsvolle Schriften, besonders von braunschweigischer Seite, die M. in mehrern andern, besonders in »Widerlegung der ehrenrührigen Beschuldigungen, welche sich Se. Durchlaucht der regier. Herz. v. Braunschweig gegen Ihren erhabenen Vormund und die während Ihrer Minderjährigkeit mit der Verwaltung Ihrer Lande und Ihrer Erziehung beauftragten Männer erlaubt haben,« Hannov. 1827, zu bestreiten suchte.

Münster, das (a. d. Lat. monasterium, Kloster), bedeutet eigentlich einen abgeschlossenen Ort, wo Mönche zusammenleben. Dann nannte man auch einige hohe Stiftskirchen oder Kathedralen Münster, weil ehemals die Geistlichen und Stiftspersonen bei selbigen unter einer gewissen Regel, wie die Mönche, zusammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt ist das Straßburger Münster, nächst dem kölner Dom, dem freiburger Münster und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern vergegen-

wärtigen, das erhabenste Denkmal der sogen. gothischen, richtiger altdeutschen Baukunst, und in welchem, wie Göthe sagt, die Aufgabe der unnatürlichen und scheinbar unmöglichen Verbindungen des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöst ist. Schon 504 n. Chr. ward auf der Stelle, wo jetzt das straßburger Münster steht, ein solches unter dem fränkischen König Chlodwig in 6 Jahren; schlecht aus Stein und Holz erbaut. 1015 ward vom Bischof Werner v. Habsburg der Grund zu dem jetzigen Münster gelegt. Erst 1365 ward es durch den Baumeister Joh. Hiltzen aus Köln; nebst noch einem andern Meister aus Schwaben vollendet.

Münsterscher Friede, 1648, s. Westfälischer Friede.

Münter, 1) (Balthasar), geb. zu Lübeck 1735, gab 1769 f. »Geistl. Cantaten«, dann 1773 und 1774 2 Sammlungen geistl. Lieder heraus. 1772 ward ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, und die »Bekehrungsgeschichte« dieses Staatsmanns, welche er herausgab und welche fast in alle Sprachen übersetzt wurde, machte seinen Namen in Europa berühmter als alle seine übrigen Schriften. Sein Sohn ist der als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher rühmlich bekannte 2) (Friedrich M.), geb. zu Gotha 1761, gegenwärtig Bischof des Stiftes Seeland, Ordensbischof, Prof. der Theologie an der Universität Kopenh. und Großkreuz des Danebrogordens; seine Tochter ist: Friederike Brun (s. d.).

Münze, s. Geld. Enthalten Münzen den Werth, zu dem sie umlaufen sollen, in Metall weniger, so sind sie bloße Creditmünzen ohne andern Werth als der Credit, auf dem sie laufen, giebt. Papier- oder Ledermünzen haben gar keinen Realwerth.

Münzer (Thomas). Dieser berüchtigte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geb. Sein Vater soll von einem Grafen von

Stolberg ungerechter Weise zum Tode verdammt und dadurch dem Sohne schon früh tödtlicher Haß gegen den Adel eingeimpft worden sein. Er studirte zu Wittenberg, erlangte die Magisterwürde und ward erst Lehrer in Aschersleben, dann in Halle Kaplan in einem Nonnenkloster, Prediger in Braunschweig, 1522 erster Prediger in Zwickau, ging nach Böhmen, um sich unter den Hussiten Anhänger zu werben, und 2 Jahre später als Prediger nach Allstädt in Thüringen. Erhitzt durch die frühe Lectüre mystischer Schriften, vorzüglich Taulers und Joachims, zeigte er sich überall als einen unruhigen Kopf und trat als fanatischer Gegner der Hierarchie auf. Luther lehrte in Wittenberg gegen ihn. In Böhmen schlug er eine heftige Schmähschrift gegen die Papisten an und insurgirte allenthalben durch seine Predigten den Pöbel; er selbst schloß sich den Wiedertäufern an. Wegen seiner aufrührerischen Vorträge seiner Stelle in Allstädt entlassen, wandte er sich nach Nürnberg. Hier nicht geduldet, ging er nach Schaffhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt; dann kam er nach Sachsen zurück, predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, setzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und verlangte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte sich mit M. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adelige Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hatten, entflammten M.'s Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldischen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf, und rüstete sich eiligst zum Kriege. Er versprach ihnen, sie sämmtlich in den Herrenstand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zu-

rückgelassen, begab er sich mit 300 Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. Jetzt starb Kurfürst Friedrich der Weise. Sein kräftiger Nachfolger, Johann, der Herzog Georg zu Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig verbanden sich und schickten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren gegen 8000 M. stark, und standen vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürsten boten nochmals den Weg der Güte an, aber M. gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden und versprach ihnen den Beistand Gottes. Am 15. Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die Uebrigen, worunter auch M. war, warfen sich nach Frankenhausen. Muthlos verbarg er sich hier auf dem Boden eines Hauses in einem Bette und stellte sich krank. Die fürstl. Truppen besetzten und plünderten die Stadt. M. wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Er ward gefangen nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten nannte. Auch Pfeifer, der sich von Mühlhausen hatte flüchten wollen, ward gefangen zurückgeführt. M. wurde von Heldrungen dahin abgeliefert und ihm und Pfeifern, nebst 24 andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trotzige M. verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth, er konnte die Glaubensartikel nicht selbst aussprechen, sondern der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor.

Münzfuß, die gesetzliche Bestimmung des Schrots (Ge-

wichts) und Korns (Feingehalts) der Münzen eines Landes. Wäre nur reines Metall zu den Münzen angewandet, so wäre von einem M. nicht die Rede; da aber überall in Münzen das edle Metall mit unedlem vermischt erscheint, so ist, um den wahren Werth der Münzen zu bestimmen, sobald man die eine mit der andern vergleicht, der M. überall von Wichtigkeit.

Münzkunde (Numismatik) ist die Wissenschaft der Münzen, d. h. der vorkommenden geprägten Metallstücke nach ihren technischen und geschichtlichen Beziehungen. Man unterscheidet an der Münze (Denkmünze): 1) Die Hauptseite oder den Avers (pars adversa, antica, l'avers). 2) Die Rück- oder Kehrseite, den Revers (pars aversa, postica, le revers). Die Schrift am Rande heißt Legende (Umschrift), und die auf der Mitte heißt Inscription (Inschrift); beide kamen später auf die Münzen; die Inschriften waren oft nur Monogramme. Der untere Theil einer Münze, der durch einen Strich von den übrigen Figuren und Inschriften getrennt wird, heißt die Basis oder Exergue (Abschnitt) und enthält das Nebenwerk. Als historische Hülfswissenschaft beschäftigt sie sich zunächst mit den Münzen und Medaillen des Alterthums und näherverflossener Zeiten, mit Denkmünzen und seltener gewordenen gangbaren Geldsorten neuerer Tage. Münzsammlungen waren weder bei den Griechen noch den Römern üblich; wenigstens haben wir keine Nachricht von irgend einer derselben. Erst im Mittelalter kamen dergleichen vor, und Petrarca hatte um 1360 die erste bedeutende. Im 15. Jahrh. sammelte Alfons, König von Aragonien und Neapel, Münzen, eben so der Cardinal von St. Marcus und Cosmo von Medici. In Rom entstanden die M. durch Hieronymus Colonna, in Venedig durch Baptist Egertius, in Ungarn durch König Matthias Corvinus; in Rußland durch Czar Peter I., in Frankreich durch W. Budäus 1467, in

Spanien durch Antonio Agustino, in Saragossa unter Papst Paul VII.; in Deutschland legte Kaiser Maximilian I. das wiener Münzcabinet an, und dasselbe ward durch Karl VI. und Franz I. vermehrt. Ein vorzüglicher Sammeleifer verbreitete sich seit Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. in Europa und vorzüglich in Holland, bes. zu Zeiten des Golzius. Im 16. Jahrh. rechnete man in den Niederlanden 200, in Deutschland 175, in Frankreich 200, in Italien 380 M.; Katharina von Medicis that in Frankreich viel für Erweiterung der kön. M., später geschah unter Ludwig XIV. und XV. noch mehr dafür, und einige Reisende, so Vaillant, Pellerin u. m., brachten die antiken Schätze des Orients nach Paris. Der von letzterem mitgebrachten antiken Münzen sollen 30,000 gewesen sein. Anfangs sammelte man bloß antike Münzen und auch diese ohne eine allgemeine Ordnung; erst als die Münzkunde im 16. Jahrh. zur Wissenschaft erhoben wurde, kam Ordnung in dies Chaos, und man knüpfte in den meisten M. an die geschichtliche Haupteintheilung die geographische als Unterabtheilung und ordnete wieder die einzelnen Münzen chronologisch. Gewöhnlich sind noch die Gold-, Silber- und Kupfermünzen jeder Regierung gesondert. Auch hatte man in andern M. die Eintheilung, bes. der neuern Münzen, in Suiten von Medaillen, großen Goldmünzen, Ducaten, Thalern (2 Loth schweren Stücken), gewöhnlichen Silbermünzen, Groschen, großen Kupfermünzen und Pfennigen. Da natürlich eine Sammlung aller Münzen Privatpersonen zu kostspielig ist, so haben sich Liebhaber von M. gewöhnlich auf einzelne Theile der Numismatik beschränkt, und es sammelt daher der eine nur antike Münzen, der andere bloß Medaillen, der dritte Thaler, Groschen u. s. w. Auch einzelne Suiten aus einer solchen Unterabtheilung anzulegen ist gewöhnlich, kam aber sonst noch mehr vor als jetzt; so liebte man eine vollständige Folge der sogenannten Glockenthaler zu

besitzen, Ehestandsmedaillen, Freimaurermünzen u. dergl. zu sammeln Unter den jetzt existirenden M. sind die päpstliche im Vatican zu Rom, die königliche in Paris und die kaiserliche in Wien, die königliche in Berlin, die königlich baiersche in München, die besten, auch die gothaische wird, jedoch nicht ganz mit Recht, unter die ausgezeichneten gerechnet. Unter den unzähligen Privatsammlungen erwähnen wir bloß die bis jetzt nicht gekannte, sehr werthvolle von Gablenzische Sammlung römischer Kaisermünzen zu Altenburg.

Münzstätte. Man erkennt die Stadt, wo die Münze geschlagen worden, gewöhnlich an einem darauf gesetzten Buchstaben. So bezeichnet A auf franz. Münzen Paris, auf östr. Wien, auf bairischen Bamberg, auf preuß. Berlin; B auf franz. Rouen, auf preuß. Breslau, auf östr. Kremnitz; BB auf franz. Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Kleve, auf östr. Prag; CC auf franz. Besançon; D auf franz. Lyon, auf preuß. Aurich, auf östreich. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf östr. Karlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf östr. Hall in Tirol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf östr. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franz. Rochelle, auf östr. (sonst) Günzburg; I auf franz. Limoges; K Bordeaux; L Bayonne; M Toulouse; N Montpellier; O Riom; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzwardein (Guardein), derjenige Münzbeamte, welcher das Korn und Schrot der Münzen bestimmt, berechnet und probirt, wogegen der Münzmeister die Aufsicht über das Mechanische des Münzens führt.

Murad Bey (Mourad Bey), eines der wichtigsten Häupter der Mameluken, welche über Aegypten herrschten, als Bonaparte hier

landete. Seit 1776, wo Aegypten das türkische Joch abgeschüttelt hatte, waren Murad und dann Ibrahim diejenigen, welche sich eine Obergewalt anzumaßen wußten; und im Einverständnisse mit den übrigen Bey's ließen sie der Pforte kaum noch einen Schatten von Macht übrig. Mit diesen Beiden also hatten es die Franzosen bei ihrer Landung in Aegypten hauptsächlich zu thun. Indessen waren beide in ihrer Handlungsart sehr verschieden; Ibrahim begnügte sich bloß, einige Scharmützel zu liefern, indem er bloß an dem rechten Ufer des Nils umherirrte, bald nach Syrien, bald zu den Arabern; Murad im Gegentheile war der immerwährende Feind der Franzosen und hörte nicht auf, diese, so lange sie in Aegypten waren, zu bekriegen. So hatte er es also gleich mit Bonaparte bei dessen Landung in Aegypten (1798) zu thun; und wenn schon von diesem geschlagen, und auch von dem unermüdeten Desaix unaufhörlich verfolgt, sammelte er doch immer wieder neue Kräfte; er zog sich nach Ober-Aegypten, wo er seinen Verlust ersetzte, neue Truppen wieder zusammenbrachte, und so, mit allen Hinterhalten und Schlupfwinkeln im Lande bekannt, that er allenthalben den französischen Truppen, so lange sie im Lande hausten, den größten Abbruch.

Murat (Joachim), geb. den 25. März 1767 zu Bastide-Frontonnière bei Cahors, wo sein Vater Gastwirth war; ward in Cahors und Toulouse erzogen und war n. Ein. zum Geistlichen bestimmt, war dann seinem Vater in der Wirthschaft behülflich, nahm, als er sein Geld verspielt hatte, Dienste unter dem 12. Chasseurregiment, wurde hier Maréchal de logis, aber wegen Insubordination entlassen. Später trat er in die constitutionelle Garde Ludwigs XVI. und, als diese kurz darauf aufgelöst wurde, als Sous-Lieutenant in das 11. Chasseurregiment. Seine revolutionairen Gesinnungen verschafften ihm ein schnelles Avancement; er trieb erstere so weit, daß er, statt seines

Namens, den des bekannten Demagogen Marat's annahm und denselben mehrere Monate lang führte. Bald ward er Oberst-Lieutenant, Oberst, Brigadechef, kam jedoch nach dem Sturz des Schreckenssystems und der Jacobiner außer Activität. Er lebte nun zu Paris, lernte hier Bonaparte kennen und zerstreute mit ihm am 13. Vendemiaire (5. October 1795) die gegen das Directorium bewaffneten Pariser. Er war Bonaparte's Adjutant 1796 in Italien, zeichnete sich als Cavallerieoffizier durch kühne Entschlossenheit aus und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entschied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Divisionsgeneral mit Bonaparte zurück. Am 18. Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St. Cloud, und heirathete 1800 Marie Annonciade Karoline (geb. 1782), die jüngste Schwester des Oberconsuls. So trat er ein in die Laufbahn des glücklichen Corsen. Er kämpfte für ihn bei Marengo und ward 1804 Reichsmarschall, Großadmiral und Prinz des franz. Reichs. Als 1805 der Krieg zwischen Oestreich und Frankreich ausbrach, befehligte M. die ganze Cavallerie der großen Armee, überschritt mit dieser den Rhein bei Kehl, drang in Schwaben ein, schlug den General Auffenberg mit 12,000 östreichischen Grenadieren bei Wertingen und nahm sie gefangen, verfolgte die Cavallerie des Erzherzogs Ferdinand von Ulm durch Franken nach Böhmen, zwang das 12,000 Mann starke Corps des Generals Werneck zu Nördlingen, die Waffen zu strecken, und machte im Ganzen auf dem Wege von Ulm bis Nürnberg 16,000 Mann Gefangene, worunter 10 Generale, und erbeutete 50 Kanonen und 1500 Wagen, schlug den Nachtrab der Oestreicher und Russen bei Lambach und drang zuerst in Wien ein. Er wendete sich hierauf nach Mähren, und hatte ein Arriergardengefecht mit den Russen unter Bagration bei Hollabrunn und später bei Guntersdorf. Ein bei ersterem Orte

mit Winzingerode geschlossener Waffenstillstand ward von Napoleon nicht ratificirt. M.s Corps hatte auch an der Schlacht bei Austerlitz wesentlichen Antheil. 1806 ernannte Napoleon M. zum souverainen Großherzog von Berg. Er organisirte sein neues Land weise und mild und legte ihm weniger drückende Steuern auf, als im benachbarten Frankreich üblich waren. In dem Feldzuge gegen Preußen und Rußland 1806 führte er wieder die Reservecavallerie der großen Armee, kämpfte bei Saalburg, trug zur Entscheidung der Schlacht von Jena bei, verfolgte die Preußen lebhaft und schloß mit Hohenlohe die Capitulation von Prenzlau, nahm Stettin und Küstrin mit seinen Reitern, errang mit der Avantgarde noch mehr Vortheile, focht bei Eilau sehr tapfer und zog während der Schlacht von Friedland mit Soult gegen Königsberg. Er begleitete Napoleon bei seiner Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander auf dem Niemen. 1808 erhielt er den Oberbefehl über das Heer, welches Spanien besetzte und die dortige Herrscherfamilie hinterlistig entthronen sollte. An der Spitze desselben rückte er den 25. März in Madrid ein und leitete die Intriguen, die Karl IV. und seinen Sohn Ferdinand VII. zusammenhetzten und beide endlich bewogen, sich dem Ausspruch Napoleons in Bayonne zu unterwerfen, wo Karl IV. seine Krone in die Hände Napoleons niederlegte und Ferdinand VII. gezwungen ebenfalls abdankte. Ein Aufstand in Madrid erhob sich am 2. Mai, jedoch mit kaltem Blut ließ M. das Volk niederschießen. Sein Benehmen in Spanien war weder sehr klug noch redlich zu nennen, dazu war M. höchst unzufrieden, daß der Thron von Spanien, ihm zugesagt, von Napoleon dem älteren Bruder, Joseph Bonaparte, ertheilt worden war. Er hatte sich stark hierüber geäußert, und bei seiner Rückkehr nach Frankreich gab es heftige Scenen zwischen ihm und seinem Schwager, der M. endlich, um ihn und seine herrschsüchtige Gemahlin zu befriedigen,

am 1. August 1808 zum König von Neapel unter dem Namen Joachim Napoleon proclamiren ließ; doch begab M. sich, gefährlich erkrankt, erst im September nach Neapel. M. liebte Glanz und Pomp und hatte ein martialisches Aeußere. Sein Aufzug war jedoch mehr der eines Theaterkönigs als eines wirklichen Monarchen. Trug er auch eine dem antiken Königsschmuck ähnliche Kleidung bei den größten Hoffesten, so war doch seine gewöhnliche Kleidung eben so originell als dem großen Haufen imponirend. Bunte Stiefeln, bunte, meist rothe Beinkleider, mit handbreiten Goldtressen geziert, ein meist königsblaues Collet, wo man vor Stickereien und Orden die Grundfarbe fast nicht sah, oder ein ähnlich verzierter, kurzer polnischer Rock und ein Hut, oder eine Mütze von Sammet, von der nach 4 Seiten hin bunte Straußfedern herabwallten, aus denen sich oft ein prächtiger Reiherstutz, mit diamantener Agraffe, erhob, bildeten seinen Anzug bei Hofe und im Felde und hatten ihm bei den Soldaten den Spitznamen Franconi (berühmter Seiltänzer zu Paris) erworben. Nichts desto weniger imponirte dieser Schimmer, seine prächtigen Cavalcaden, seine glänzenden Hoffeste, den sinnlichen Neapolitanern, die ihn weit mehr achteten, als seinen Vorgänger Joseph. Dabei wußte er durch Mäßigung und Wohlwollen, durch Mildthätigkeit, durch Achtung der Nationalvorurtheile, durch Begünstigung der Neapolitaner selbst vor den Franzosen, die Gunst des Volks und des Adels zu gewinnen. Um sich noch mehr bei dem Volke in Achtung zu setzen, überrumpelte er bald nach seiner Ankunft die vor seinen Augen liegende, von den Engländern unter Hudson Lowe vertheidigte Insel Capri und nahm sie. Indessen kostete die Organisation der Armee, die er von 16,000 bis auf 60,000 Mann brachte, die Einrichtung einer Nationalgarde von 60,000 M., die Erbauung mehrerer neuer Schiffe, die Nähe der Engländer und Sicilianer, welche durch ihre Neckereien und Landungen auf

der Küste von Calabrien ihn zu dem abenteuerlichen Entschluß brachten, Sicilien anzugreifen, viel Geld, und an letzterem Unternehmen selbst, das er vergebens in den Jahren 1810—11 betrieb, zersplitterte er große Summen; zudem war der Reiz der Neuheit verschwunden, und die Herzen seiner Unterthanen wurden ihm allmählig wieder entfremdet. Schon damals trat er mehr als unabhängiger König auf und beugte sich unter dem Willen Napoleons nicht so unbedingt, wie seine Schwäger. Am auffallendsten zeigte sich dies Mißverständniß bei einem von M. erlassenen Befehl, daß alle in Neapel ansässige Fremde, auch die Franzosen, sich naturalisiren lassen sollten. Napoleon erließ dagegen eine fulminante Entgegnung, worin er erklärte, daß Neapel einen Theil des großen Reichs ausmache, daß M. durch französische Macht und französisches Blut zum König eingesetzt sei, und daß deshalb alle Franzosen eo ipso in Neapel naturalisirt wären. M. erkrankte aus Aerger hierüber und trug auch anfangs das Band der französischen Orden nicht mehr. Dazu beunruhigten ihn die Hofintriguen und die anwachsende Macht seiner Gemahlin, und er ergab sich, um beiden zu steuern, gänzlich dem System der Spionerie der geheimen Polizei und der Denunciation und verlor seine Zeit damit. Aus diesen Umtrieben riß ihn der beginnende Feldzug von 1812 gegen Rußland. Hier ward er bei Tarutina (18. Oct.) geschlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im Dec. den Oberbefehl über die Trümmer des Heeres. Es war unmöglich, die Weichsel zu behaupten; aber der Kaiser klagte deshalb im »Moniteur« die Unfähigkeit des Joachim an. Voll Unmuth kehrte M. nach Neapel zurück und suchte seitdem Oestreichs Freundschaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entscheidungskampf in Deutschland mitkämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich mit seinem Contingent in sein Königreich zurück und unterhandelte für dessen Fortdauer mit Oestreich

und England. Jenes schloß auch wirklich mit ihm (11. Jun. 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenstillstand ein; denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundesgenosse, wollte für Neapel keine Entschädigung annehmen. Dadurch wurde M.'s Lage zweideutig. Zwar rückte er mit seinem Heer im Febr. 1814 bis an den Po vor; aber sein Zögern, die Franzosen anzugreifen, erregte eben so sehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenossen anzusehen, das seinige erregt hätte. Daher sein diplomatisches Abenteuer auf dem wiener Congresse, wo die Bourbons seine Entthronung verlangten und England ihn des Verraths beschuldigte. Er griff also, während er noch in Wien unterhandelte, 1815 für Napoleon, wie man damals glaubte, zu den Waffen, und machte Plane, Italiens (wenigstens bis an den Po) sich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er Ende März mit einem Heere theils über Rimini, theils über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oestreicher an und rief die Völker Italiens (31. März) zur Unabhängigkeit auf, und das in demselben Augenblicke, wo endlich Oestreich und die Verbündeten in Wien, auf M.'s im März wiederholte Versicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen sich entschlossen hatten. Es war zu spät! Also mußte Oestreich gegen ihn zu Felde ziehen. Zurückgeschlagen von Bianchi (12. Apr.) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geschlagen von Bianchi bei Macerata (oder Tolentino) (2. u. 3. Mai) ward M. vom größten Theile seines Heeres verlassen. Als ein Flüchtiger kam er den 19. Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufstande. Daher entwich er verkleidet auf die Insel Ischia, von wo er nach Frankreich absegelte und in Cannes den 25. Mai landete. Seine Familie begab sich auf die engl. Flotte und fand Schutz und

Aufenthalt in Oestreich. Ihm selbst erlaubte Napoleon nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt also von Toulon aus einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Italien. Nach Napoleons Sturz rettete er sich mit täglicher Lebensgefahr nach Corsika, während sein Agent Macirone für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corsika als Rebell verfolgt, von seinen Anhängern (wahrscheinlich auch von Verräthern) in Neapel zur Rückkehr eingeladen, und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste von Neapel zu segeln, um die verlorene Krone wieder zu ergreifen. Schon war Alles bereit, als sein Generaladjutant Macirone ihm östr. Pässe und das Anerbieten eines Schutzortes in Oestreich brachte. Abermals zu spät! In derselben Nacht (28. Sept.) segelte Murat mit 6 Barken ab. Ein Windstoß zerstreute am 6. Oct. seine Fahrzeuge an der Küste Calabriens. Nur 2 fanden sich in der Rhede von S. Lucido ein. Nun wollte M. nach Triest gehen, aber der Schiffshauptmann Barbara erklärte, er müsse sich ans Land begeben, um Lebensmittel einzunehmen. Da beschloß M. selbst ans Land zu gehen. General Franceschetti und 26 Soldaten folgten ihm (8. Oct.). Aber sein Ruf: »Ich bin Joachim, euer König!« bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn. Er schlug sich durch, warf sich in ein Boot, um zu s. Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt und gefesselt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Dies sprach sein Todesurtheil. Er ward am 13. Oct. 1815 in einem Saale des Schlosses Pizzo von 12 Soldaten erschossen. Mit gewohntem Muth trat er ihnen entgegen, schlug einen Stuhl und das Verbinden der Augen aus und sprach zu den Soldaten: »Schont das Gesicht, zielt aufs Herz!« und fiel in demselben Augenblick, von den Kugeln durchbohrt. Daß er Todesfurcht und

Reue gezeigt habe, ist unwahr. Sein Leichnam ward in der Kirche von Pizzo in der Stille begraben.

Muratori (Lodovico Antonio), einer der fleißigsten Gelehrten Italiens, geb. den 21. Oct. 1672 zu Vignola im Modenesischen; starb den 23. Jan. 1750.

Muret (lat. Muretus, Marc Antoine), geb. 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges, (von welchem er auch s. Namen haben soll) war einer der trefflichsten lat. Stylisten neuerer Zeit, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben »Variis lectionibus« (von F. A. Wolf zu Halle, 1791 neu herausg.) und Erklärungen einzelner Classiker hat er sich durch s. Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des classischen Alterthums an sich tragen.

Murhard, 1) (Friedrich), Hofrath, geb. den 7. Dec. 1779 zu Kassel, studirte zu Göttingen, unternahm 1799 eine Reise nach Constantinopel und in die Levante, so wie später durch das südliche Deutschland, Italien, Frankreich, die Schweiz und die Niederlande. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen übernahm M. die Redaction des westphälischen Moniteurs, wurde Bibliothekar zu Kassel und Präfecturrath des Fulda-Departements. Nach Auflösung des Königreichs Westphalen lebte er zu Frankfurt a. M., wo er die von Posselt 1795 begonnenen Europäischen Annalen 1821 unter dem Titel: »Allgemeine politische Annalen,« fortsetzte. Da man ihn bei dem bekannten Attentat mit den kasseler Drohbriefen implicirt glaubte, so ward er 1824 verhaftet und nach Hanau gebracht, nach einer 7monatlichen Haft jedoch als schuldlos wieder entlassen, dessen ungeachtet aber unter besondere polizeiliche Aufsicht gestellt. Hofrath M. lebte seitdem als Privatmann in München und dann wieder in Frankfurt a. M. — 2) (Karl), D., des Vor. jüngerer Bruder, geb.

zu Kassel den 25. Febr. 1781, war während der Dauer des Königreichs Westphalen Auditeur des Staatsraths bei der Finanzsection, nach der Auflösung dieses Königreichs trat er in seinen früheren Posten als Archivar zurück, lehnte jedoch die Ernennung zum Regierungssecretair in Fulda ab, und folgte nun s. Bruder nach Frankfurt, woselbst er mit diesem 1824 verhaftet, endlich aber wieder frei gelassen wurde. Wichtigste Schriften: »Hauy, Darstellung der Theorie der Elektricität und des Magnetismus,« übers., Altenburg 1801; mehrere andere Uebersetzungen, Leipzig 1803; »Theorie des Geldes und der Münze,« Leipz. 1817.

Murias (franz. muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzsäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt, daher muriatisch, z. B. muriatische Wasser, Salzsäure enthaltend.

Murillos (Bartolomeo Esteban), einer der größten, spanischen Maler, geb. zu Sevilla 1618 (nach A. zu Pilas bei Sevilla), starb zu Sevilla 1682.

Murky, eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochenen Octaven besteht, daher Murkybässe. Ihr Charakter ist lustig.

Murner (Thomas), ein alter Satyriker, geb. 1475 zu Straßburg, studirte Theologie, trat in den Franciscanerorden und wurde hierauf Lehrer an der Hochschule zu Freiburg im Breisgau. Vom Kaiser Maximilian I. ward er 1506 zu Worms zum Dichter gekrönt. 1509 ward er in Krakau Doctor der Theologie, 1515 las er zu Trier und 1519 zu Straßburg juristische Collegia. Die Keckheit, mit der M. unter andern moralische Gebrechen s. Zeitalters, besonders die ärgerlichen Sitten der katholischen Geistlichkeit angriff, zog ihm mehrere Verfolgungen zu. Aber dem alten Kirchensysteme blieb

er treu und erklärte sich gegen Luther. Daher folgte er auch einer Einladung des Königs Heinrich VIII. nach England, wo er an den Disputationen über Katholicismus und Protestantismus Theil nahm. 1526 hielt er sich in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber auch von den katholischen Cantonen des Landes verwiesen. M. starb als Doctor der katholischen Theologie, wahrscheinlich ums Jahr 1536. Die vorzüglichste unter M.s Schriften ist s. »Narrenbeschwörung,« Straßburg 1512 u. 1518, und nachher mehrmals gedruckt, worin er jede Art von Unsittlichkeit und Thorheit rügt, am härtesten die Ausschweifungen des verderbten Clerus und die Vernachlässigung der wahren Kirchenzucht. Bewundernswerth ist M.s Unerschöpflichkeit an Kraftausdrücken, durch die er s. Zuchtmeisterwürde geltend zu machen sucht. Gegen die Betrügerei, nebenher aber auch gegen mancherlei andere Laster und Thorheiten, ist M.s »Schelmenzucht,« 1512, und in späteren Ausgaben, mit Erklärungen und Glossen, Halle 1788, gerichtet. Fälschlich wird M. für den Verf. des »Tyll Eulenspiegel« gehalten.

Murphy (Arthur), Dramatiker, geb. zu Elphin in Irland am 27. Dec. 1730, sollte in London die Handlung erlernen; allein Garrick's Ruhm zog ihn zum Theater. Er spielte 1752 und 1753 zu Drurylane, fiel aber durch, entsagte der Bühne und ward Schriftsteller. Seine Komödien sind ziemlich treue Sittengemälde in einem leichten und reinen Styl. Mehr komisches Talent hat er in s. Possen gezeigt. M. st. den 18. Juni 1805 in London.

Murr (Christoph Gottlieb v.), Geschichts- und Alterthumsforscher, geb. in Nürnberg d. 6. Aug. 1733, st. das. d. 8. Apr. 1811.

Murrhinische oder Murrhenische Gefäße (vasa murrhina), Prachtgefäße der Alten, welche sich durch Kostbarkeit des Stoffes wie durch Schönheit der Bearbeitung auszeichneten. Sie

waren durch Pompejus aus Asien nach Rom gebracht worden, als dieser den Mithridates besiegt hatte, u. wurden mit ungeheuern Preisen bezahlt. Einige Alterthumsforscher haben ihren Stoff für ein Fossil aus der Klasse der Sardonyxe und Achate, od. für chinesischen Speckstein, Andere für eine Art Porzellan oder Glasfluß gehalten. Wahrscheinlicher dürfte anzunehmen sein, daß es Gefäße dieser Art sowohl aus natürlichen als aus künstlichen Massen gab, die, weil sie im Aeußern einander gleichen, gar leicht mit einander verwechselt wurden und eine gemeinschaftliche Benennung erhalten konnten. Von der ersten Art ist das berühmte sogenannte mantuanische Gefäß auf dem Museum zu Braunschweig; von der andern die bekannte Barberini-, jetzt Portland-Vase im Besitze des Herzogs v. Portland.

Murten (franz. Morat, lat. Muratum), Stadt im Schweizercanton Freiburg, in der Landvoigtei Murten, liegt an dem durch die Broye mit dem Neuenburgersee verbundenen Murtensee, 6 Stunden von Bern, hat 1300 Ew. und ein altes Schloß, in welchem der Landvoigt (od. Schultheiß) s. Wohnsitz hat. Hier Schlacht am 22. Juni 1476. Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne, belagerte M., und um den Ort zu entsetzen, zogen diesem die Züricher, Thurgauer, Herzog René von Lothringen, die Völker von Basel, Straßburg, Freiburg, die Breisgauer, Schwarzwälder und selbst Oesterreicher, zusammen 4000 Reiter und 31,000 Fußvolk, zu Hülfe. Sie marschirten in einer Colonne, 1000 M. Avantgarde, dann das Hauptcorps, die Nachhut bildete, als man aufmarschirte, den linken Flügel. Karl der Kühne, der erst jetzt seinen Feind bemerkte, ließ M. vor s. linken Flügel, der sich bis zum Murtensee ausdehnte, der rechte stieß an das Dorf Greng, die Fronte deckten natürliche Hindernisse, und ein Corps von ihm setzte die Belagerung fort, so daß der Herzog noch außerdem gegen 50,000 Mann zum Kampfe hatte. Hertenstein griff mit einer

Colonne Burgunds rechte Flanke, Waldmann und Herter das Centrum heftig an, die Reiterei unter René von Lothringen und Halwyl schlug sich bereits mit der feindlichen; es regnete dazu beständig, und die burgundische Artillerie richtete große Verherung an. So tapfer aber auch Karl der Kühne und der Herzog von Sommerset fochten, gelang es den Verbündeten dennoch, die Kanonen zu nehmen und, als Sommerset tödtlich verwundet wurde, Centrum und linken Flügel in die Flucht zu schlagen. Jetzt fielen auch die Belagerten in M. aus, und die Burgunder kamen dadurch zwischen zwei Feuer. Völlig war nun die Schlacht für Burgund verloren, die Verbündeten drangen wüthend nach, tödteten sehr viele, an 10,000 Mann zu Roß und zu Fuß ertranken im See, und der ganze burgundische Verlust betrug an Erschlagenen und Ertrunkenen 1500 Grafen, Ritter und Edle, wobei 4 Fürsten, und 25—30,000 M., außerdem eroberten die Eidgenossen 200 Karthaunen und Feldschlangen. Kaum konnte Karl durch die Schnelligkeit seines Pferdes mit 12 Reitern entkommen; er ritt in einer Strecke bis Soigne, 16 Meilen von M. Der Verlust der Verbündeten betrug an Todten nur 600 Mann und keinen Anführer. Wer ihr Oberfeldherr war, ist zweifelhaft, entweder war es René von Lothringen, Graf Oswald von Thierstein, oder Ritter Herter. Das erschlagene Heer warfen die Murtener in große Gruben; es wurde mit ungelöschtem Kalk, hierauf mit Erde bedeckt. Später errichtete man für die gesammelten Knochen ein Beinhaus mit der Inschrift: »D. O. M. Caroli, inclyti et fortissimi Burgundiae Ducis, exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. Anno 1476.« Und weiter unten:

„Dies Gebein ist der burgundischen Schar,
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,

Vor Murten durch ein Eidgenoßschaft
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Geschah dies große Niederlag.“

Dieses Denkmahl der Kraft eines vereinigten freien Volkes, verehrungswürdig wie die von Marathon, von Salamis, von Platäa, wurde bei dem Einfalle der französ. Revolutionsarmee, 2. März 1798, zerstört. 1822 aber ließ die Eidgenossenschaft einen Obelisk als Nationaldenkmahl aufrichten.

Musagetes, ein Beiname des Apollo, gleichsam Vorsteher und Lehrer der Musen. Aber auch dem Herkules wird in späteren Zeiten jener Name auf Gemmen, Inschriften rc., beigelegt. Dann beehrt man auch einen Beschützer der Künste und Wissenschaften mit jenem Namen.

Musaische Malerei, s. Mosaik.

Musäus (Johann Karl August), geb. 1735 zu Jena, ein sehr beliebter, durch originellen Witz und Laune ausgezeichneter deutscher Schriftsteller. Anfangs für die Theologie bestimmt, studirte er zu Jena, kehrte dann nach Eisenach (wohin s. Vater als Rath und Amtmann schon lange versetzt worden war) zurück, und sollte nach einigen Jahren zu Pfarrode Pfarrer werden, als die Bauern ihn aus dem sehr triftigen Grunde verwarfen, weil er — einmal getanzt hatte! Er ward 1763 Pagenhofmeister zu Weimar, 1770 Prof. am dasigen Gymnasium, und st. 1787, von Jedermann geliebt, von Jedermann beweint. Die Geißel der Satyre schwang er zuerst 1760 gegen das damals durch Richardson's »Grandison« in Deutschland verbreitete Unwesen, und schrieb eine Parodie: »Grandison der Zweite.« Nach langem Zwischenraume erschienen seine »physiognomischen Reisen« (gegen Lavater gerichtet, in 4 Heften); dann s. »Volksmährchen

der Deutschen,« in 5 Theilen, die ihn ganz zum Lieblingsschriftsteller der Deutschen machten. Die gefälligste, munterste Laune, origineller Witz, die freundliche, gute Art, wie er s. Geißel schwingt, s. guter, treffender Styl, sind Vorzüge, die s. Schriften zu den unterhaltendsten, und auch jetzt noch immer sehr anziehend machen. Als Mensch war er, trotz dem, daß er Satyren schrieb, höchst liebenswürdig, und eben darum von Hohen und Geringen durchaus geliebt u. geschätzt. Seine »Straußfedern,« s. »moralische Kinderklapper,« s. »Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier« u. a., sind ebenfalls seiner würdig.

Muschelmünze, s. Kauris.

Muschenbroek (Peter von) oder Musschenbroek, geb. 1692 zu Leyden, ward zum Professor der Physik und Mathematik auf der Universität Utrecht ernannt, bald aber nach Leyden berufen. Durch s. Bemühungen wurden die Fortschritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbesserte Pyrometer. Er st. zu Leyden 1761.

Musen (Musae), die Göttinnen der schönen Künste und Wissenschaften, ursprünglich die Nymphen begeisternder Quellen. Ihre Abstammung wird verschieden angegeben. Anfangs kannte man nur 3 Musen: Melete (das Nachsinnen bei der Arbeit), Mneme od. Arche (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten) und Aoide (der Gesang zur Begleitung der Erzählung); nach Cicero noch eine vierte: Thelxiope (»De nat. deor.,« III, 21). Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, 9 Musen nach Thespien, die man für seine Töchter hielt und daher auch nach Pausanias Pierides (Pierinnen) nannte. Ihre Namen waren: Klio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpsichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope. Die gewöhnliche und gemeinschaftliche Beschäftigung der Musen, war Gesang u. Tanz. Erst in späteren Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine be=

sondere Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. -Kalliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredtsamkeit und des Gesanges schenkte. Klio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Sternkunde, Erato der Liebesgesänge, Polyhymnia der Beredtsamkeit und Mimik, und Terpsichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmählern, Melpomene die Gernsingende, Polyhymnia die Mannigfaltigkeit des Gesanges, Terpsichore die Tanzliebende und Klio den Ruhm bezeichnen. Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helikon, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst (daher Kastaliden, Pimpleiden ꝛc.). Im Allgemeinen werden sie als schöne, bekleidete Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube, oder Lorbern, oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie tanzen im Kreise verbunden um den Apoll.

Musette (lat. musa, ital. musetta), 1) so viel als Sackpfeife oder Dudelsack; 2) ein kleines, zum Tanzen eingerichtetes Tonstück, gewöhnlich $\frac{6}{8}$ Takt, von etwas langsamer Bewegung, naiver Einfalt und sanftem, schmeichelndem Gesange. Uebrigens heißt bei den franzöſ. Trainsoldaten Musette ein rauher Quersack.

Museum (μουσεῖον) bedeutet ursprünglich 1) einen den Musen geweihten Ort; daher Musentempel, Musensitz, Akademie, Bibliothek, Studirzimmer, auch (wie in Athen, Trözen, Alexandria) Saal, in dem Gelehrte der Unterredung halber zusammenzukommen pflegten, auch Sammlung von Seltenheiten ꝛc., Kunst-, Münzkabinet ꝛc. Daher lat. Museum. Insbesondere hieß M. ein befestigter Ort in

der Nähe der Akropolis in Athen, wo Musäos seine Gedichte vorgelesen haben und begraben sein soll. Antigonos nöthigte die Athenäer, hier eine Besatzung zu halten, und sein Sohn Demetrios befestigte den Ort noch mehr durch eine neue Ringmauer. Dabei die Pnyx; 2) auch in neuerer Zeit Sammlung alter Kunstschätze, Statuen, Reliefs, Gemmen, Münzen, auch wohl Gemälde und bemerkenswerther Alterthümer, dann aber auch neuer Gegenstände, in sofern sie einen geschichtlichen Werth haben, oder der Aufbewahrung würdig sind, zumal wenn verschiedenartige vereint sind, wo dann auch Naturalien, Gemälde und Zeichnungen, selbst Bücher, darunter begriffen werden. Die Liebhaberei, ein M. in dazu besonders bestimmten Gebäuden u. Räumen anzulegen, hub im 15. Jahrh. in Italien an. Cosmo I. (von Medici) sammelte zuerst Antiken und legte das berühmte florentiner M. an. Für die Kenntniß der Schätze desselben dient das wichtige Werk: »Museum florentinum, insigniora vetustatis monumenta, quae Florentiae sunt in thesauro mediceo,« mit Anmerkungen von Gori, 6 Bde., m. Kupf., Florenz 1631—42, gr. Fol.; Papst Leo X., ebenfalls ein Mediceer, legte in Rom in der Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio das erste M. an. Das berühmteste hier unter vielen ist aber das M. im Vatican geworden, indem dieser ganze Palast fast einzig dazu verwendet ist. Die insbes. daselbst vom Papste Clemens XIV. angelegte, unter dem Namen »M. Pio Clementium« bekannte Antikensammlung, nebst deren Zufluß unter Papst Pius VII. als »Museo Chiaromonti,« beschrieb Visconti. Das M. zu Paris behauptete zu Napoleons Zeit, wo es auch den Namen: »Musée Napoléon« erhielt, wegen der aus den damals von Frankreich unterjochten Staaten zusammengeraubten, in selbigem aufgehäuften Kunstschätze den ersten Rang in Europa und ist auch jetzt, nach Zurückgabe jener, noch sehr reich. Ueber dasselbe erschien

ein Prachtwerk unter dem Titel: »Musée français,« von Robillard-Peronville und P. Laurent in 4 Bdn., Paris 1803—11, gr. Fol., woran sich seit der Restauration »Musée royale,« von Laurent (dem Sohn) herausgegeben, anreiht, welches ebenfalls auf 4 Bde. angelegt ist; »les monumens antiques du Musée Napoléon« gab auch Petitradel in 4 Bdn., Paris 1804—6 in 4., heraus. Die reichen Bildwerke desselben hat Graf Clarai unter dem Titel: »Musée de sculpture antique et moderne,« Paris 1826, Fol., beschrieben. Unter den zahlreichen englischen M.en ist das 1679 zu Oxford angelegte, nach seinem Stifter M. Ashmole benannte das älteste. Das berühmteste aber ist das britische Museum zu London. — Kein Land Europa's besitzt mehr Museen als Deutschland. Berühmt sind in Dresden die Antikensammlung, das »Augusteum« genannt, dessen höchste Zierde die 3 Herculanerinnen sind, die Gemäldegallerie mit der Himmelskönigin von Raphael und heiligen Nacht von Correggio, und das Museum der Mengs'schen Gypsabgüsse. Ferner sind zu Wien und zu München schöne Museen; Münchens neuerworbene Schätze der plastischen Kunst vereinigt jetzt die Glyptothek in würdiger Aufstellung, dem gegenüber durch des Königs Kunstsinn sich ein gleiches Gebäude zur Aufnahme der Gemälde erhebt. Diese sind durch die ehemalige düsseldorfer Sammlung und durch die Boisserée-sche Gemäldesammlung beträchtlich vermehrt; ihre höchste Zierde ist Guido's Himmelfahrt der Madonna. — Noch umfassender wird das Museum werden, das nach Schinkel's Planen zu Berlin erbaut worden ist. Die Erbauung dieses Museums hat den großartigen Gedanken verwirklicht, den Werth der in demselben aufgestellten Sammlungen schon durch die äußere Gestaltung des Aufbewahrungs-Ortes zu bezeichnen. Unstreitig gehört das Museum zu den prachtvollsten Gebäuden Berlin's, und nimmt in der Nähe jener großartigen Schöpfun-

gen der früheren Zeiten der Königs-Regierung Preußens, des Schlosses und des Zeughauses, seinen Platz auf eine würdige Weise ein. Der Gedanke, den vor dem M. befindlichen Raum, den sogenannten Lustgarten, seiner frühern Bestimmung wiederzugeben, und ihn zu einem angenehmen Spaziergange für die Einwohner Berlin's zu machen, nähert sich allmählig seiner Ausführung, und die Aufstellung der kolossalen Granit-Schaale, vor der Haupttreppe des M.s, so wie die Anlage eines Springbrunnens, in der Mitte des Platzes, werden das Ganze zu einem der anziehendsten Punkte Berlin's machen. — Das Museum selbst umfaßt die verschiedenen Kunstsammlungen des preuß. Staats: im Untergeschosse sind die Gemmen-, Münz- und Vasensammlungen aufgestellt, das erste Stockwerk enthält den Vorrath von Statuen, Büsten, Basreliefs und andern Arbeiten in Marmor und anderm edlen Gestein, und in dem zweiten ist die Bilder-Sammlung aufgestellt. — Die prachtvolle, von oben beleuchtete, Rotunde, enthält, in der unteren Abtheilung, mehrere der schönsten Statuen u., in Nischen, auf der von Säulen getragenen, und mit einem zierlichen Eisengeländer versehenen, Gallerie mehrere kleine Gruppen und andere antike Bildhauerarbeiten. Was die Aufstellung der einzelnen Kunstgegenstände betrifft, so nimmt sich die, wahrhaft prachtvolle, Vasensammlung vortrefflich aus, welche, durch die Freigebigkeit Sr. Majestät, mit den herrlichsten Schätzen aus der von Kollerschen, Bartholdyschen u. a. Sammlungen bereichert, sich der ehemals Gräfl. Lambergschen, jetzt kais. Sammlung in Wien, der Hamiltonschen und Townleyschen im brit. Museum in London, der Durandschen im Museum Karls X. in Paris, so wie der Privatsammlung des Hrn. Durand daselbst, nicht allein dreist an die Seite stellen kann, sondern sie, durch die Mannigfaltigkeit der Formen der einzelnen Gefäße, so wie durch die Größe einzelner Vasen, bei weitem übertrifft. Die Samm-

lung der Terra-Cottas (Gefäße u. dgl. von gebranntem Thon) ist von einer großen Reichhaltigkeit und vielleicht nur mit der im brit. Museum in London zu vergleichen, eben so die der Broncen und Anticaglien. Der unschätzbare Werth der, seit länger, als einem halben Jahrhundert, berühmten, Stoschischen Gemmensammlung ist in Europa bekannt. — Die Säle des ersten Geschosses, in welchen theils an den Wänden, theils an den (von buntem Stuckmarmor angefertigten) Säulen, welche die Decken der Räume tragen, die Statuen und größern antiken Bilderwerke aufgestellt sind, gewähren in ihrer Längenansicht einen schönen Anblick und die großen Fenster lassen diese herrlichen Ueberbleibsel des Alterthums in dem vortheilhaftesten Lichte erscheinen. Die Grundlage dieses Theiles der Schätze des königl. Museums, die Polignacsche, von Friedrich d. Gr. erkaufte, Sammlung zählt zu ihren schönsten Denkmählern die sogenannte Familie des Lykomedes; und die Erwerbungen, welche später, unter der Regierung des verstorbenen Königs Maj., der Baron v. Erdmannsdorf in Italien machte, und die, welche unter der Regierung unseres jetzigen, allverehrten Monarchen, theils durch den Geheimen O. B. R. Schinkel und durch den Grafen Ingenheim, theils durch den Leg. R. Bunsen in Rom gemacht worden sind, haben diesen Theil der Sammlung so reichlich ausgestattet, als es, bei so kostbaren Gegenständen, nur in einem Zeitraume von etwa 80 Jahren geschehen konnte. — Die Bildersammlung, im zweiten Stockwerke, auf das vortheilhafteste, innerhalb einzelner Wandabtheilungen, aufgestellt, durch welche der Kunstfreund den doppelten Gewinn erhält, daß sein Auge nicht durch eine unübersehbare Menge verschiedenartiger Bilder geblendet wird, und er zugleich das, was er überschauen und genau betrachten kann, im richtigsten und vortheilhaftesten Lichte erblickt — hat Friedrich dem Großen mehrere ihrer schönsten Kunstwerke zu danken, un-

ter denen namentlich die weltbekannten Bilder von Leonardo da Vinci, Rembrand, Teniers u. s. w. sich befinden. Eine Erwerbung, wie sie indeß wenige Gallerien besitzen, ist die, früher ein Eigenthum des Hrn. Ed. Solly gewesene, Sammlung alt-italienischer, größtentheils vor-Raphaelischer Bilder, welche in historischer Hinsicht vielleicht das Unterrichtendste sind, das irgend eine europäische Sammlung aufzuweisen im Stande ist. Die schönen altdeutschen Bilder von van Eyck, Holbein, Lucas Cranach u. s. w., welche ebenfalls aus der Sollyschen Sammlung herstammen, können mit den Hauptbildern anderer Sammlungen sehr wohl in die Schranken treten, und wenn die Gallerie des Berl. Museums auch nicht zu den zahlreichsten in Europa gerechnet wird, so kann ihr doch einer der ersten Plätze unter den ausgesuchtesten nicht versagt werden. — Mit derselben Liberalität unterstützt die preuß. Regierung die Bildung des M.s zu Bonn, das durch Hofrath Dorow's Thätigkeit bei den Nachgrabungen in den Rheinprovinzen schon zu einem bedeutenden Besitzthume gelangte, welches jetzt durch A. W. v. Schlegel's Leitung nicht ohne gelehrte Ausbeute für Alterthumskunde sein wird. (s. Dorow's Beschreibung, m. Kpf., Stuttgart 1823, 4.) Dieselbe Gesinnung ermuntert die Vorsteher der Sammlung zu Münster, wo die Denkmähler durch die Nähe des Fundorts an Bedeutsamkeit so unverkennbar gewinnen. Prof. Büsching's Eifer für altdeutsche Studien, gibt dem Museum zu Breslau einen Reiz, der ihm nur durch die Sammlung zu Kopenhagen, wo man gleiche Richtung verfolgt, streitig gemacht werden kann. Büsching's heidnische Denkmähler Schlesiens sind gleichsam der fortlaufende Anzeiger Dessen, was diese Sammlung gewonnen. Gleichmäßig entstehen in Halle, in Leipzig bei den Alterthumsgesellschaften Museen der Gegenstände, die sie beschäftigen. Umfassender ist das vaterländische Museum zu Prag, dem uneigennützige Vaterlandsliebe

und die großartige Gesinnung s. obersten Leiters, des Gr. Sternberg, stets neue Erwerbungen zuweist. In Gotha wurde das neue M., in welchem Herzog Friedrich IV. die Bibliothek, das Münzcabinet, das sinesische und das ostindische Cabinet, die Seezen'schen Sammlungen, die Kunstkammer u. a. m. nebst einer Gemäldegallerie aufstellen ließ, 1824 eröffnet. Vorzüglich reich ist die Gallerie an Bildern aus der altdeutschen Schule. Der durch seine Petrefactenkunde rühmlich bekannte Geh.-Rath v. Schlotheim führt die Aufsicht über das Museum. Unterdessen wachsen die Sammlungen zu Wien, die Museen zu Kassel, Darmstadt, Braunschweig, Bern durch bedeutende Ankäufe. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuseum gelegt durch die Gemäldesammlung des Hrn. Städel. In Stuttgart ist ein Museum trefflicher Gypsabgüsse, welche der jetzige König kaufte. Die Sammlung der Fürsten von Wallerstein zu Wallerstein verdient nach dem »Kunstbl.,« 1824, Nr. 80, besonders dadurch Aufmerksamkeit, weil die Uebereinstimmung des Baulichen dort einen Eindruck hervorbringen muß, den die meisten derartigen Sammlungen durchaus vermissen lassen. An diese Sammlungen schließen sich diese Museen an, die begünstigte Kunstfreunde um sich gebildet haben. Mit der Gr. Schönborn'schen Sammlung zu Pommersfelden, dem Schönfeld'schen Museum (bei Wien, das auch Technologie umfaßt) wetteifern die Bettendorf'sche Sammlung zu Aachen (»Wegweiser« bei der »Abendzeitung,« 1824, Nr. 38), die Sammlungen, welche Baron Schellersheim, welche der Staatsrath v. Nagler zu Berlin, Herr Speck zu Leipzig u. A. um sich aufgestellt und für Kunstfreunde wie für Kunstjünger geöffnet haben. In dieser Hinsicht müssen besonders das Haus des Hrn. v. Quandt zu Dresden, wo Kunstwerke von dem bedeutendsten Werthe die täglichen Umgebungen ausmachen, und des

Minist. von Humboldt Lustschloß Tegel bei Berlin mit Achtung und Dank genannt werden.

Musik. Die Griechen verstanden unter Musik (μουσικη) die sogen. Musenkünste, vorzüglich Tonkunst, Redekunst, Dichtkunst. Plato setzt sie der Gymnastik entgegen. Und die ἀγωνες μουσικοι (musikalische Wettstreite) fanden in allen diesen Künsten statt. Später wurde der Name Musik und musikalisch bloß auf die Kunst, durch Töne das Gemüth mit Wohlgefallen zu bewegen, beschränkt. Die M. hat den Vorzug, daß sie unmittelbar auf das Gemüth wirkt, ohne daß der Verstand über diese Wirkung Rechenschaft zu geben vermag, und ist daher die reingeistige aller Künste. Sie steht darum noch höher als die mit ihr verschwisterte Dichtkunst, welche nur mit dem Verstande erkennbare Stimmungen des Gemüths darzustellen vermag, da hingegen die Musik ganz unerklärliche Empfindungen und Ahnungen ausdrückt und gleichsam wie eine Universalsprache durch alle Zeiten u. alle Völker von der ganzen Welt verstanden wird. Darum steht sie auch in ihrer Grundidee höher als die Malerei, welche bloß sichtbare Gegenstände darstellen und nur durch deren geistreiche Zusammenstellungen auf das Gemüth des Beschauers wirken kann, der noch dazu, soll sich dieser Fall ereignen, auf eben dem Standpunkt der Cultur stehen muß, auf welchem der Maler stand; die M. hingegen übt ihren Einfluß sowohl auf den rohen als den gebildeten Zuhörer aus, wenn auch in verschiedenem Grade. Am meisten Aehnlichkeit möchte die M. mit der schönen Baukunst haben. Nach dieser Betrachtung ergeben sich auch die Gränzen und die wahre Tendenz der M. Betrachten wir die Mittel, mit welchen die M. diese Wirkungen ausübt, so unterscheiden wir zuerst a) die Melodie, gleichsam die Seele der M. Sie ist eine Reihenfolge hoher und tiefer Töne, welche eine Empfindung ausdrücken und dieselbe Empfindung bei dem Hörer er-

wecken. Die Wirkung der Melodie wird verstärkt, wie bei der Poesie b) durch den Rhythmus, welcher schon in unserer Organisation durch den Pulsschlag ersichtlich begründet ist. c) Werden mehrere Melodien gleichzeitig so verbunden, daß sie entweder Unruhe oder Sehnsucht nach einer andern Tonverbindung erwecken (Dissonanz), oder wohllautend völlig beruhigend erklingen (Consonanz), so entsteht daraus Harmonie. Diese 3 Haupttheile bilden die Wesenheit unserer heutigen M. Betrachtet man die M. von wissenschaftlicher Seite, so zerfällt dieselbe in die Theorie (Kunstlehre) und in die Praxis (Ausführung). — Die Geschichte der Musik verliert sich, wie alle Geschichte, in den Mythen der Vorwelt; doch kann man annehmen, daß der Gesang, als erhöhte leidenschaftliche Sprache, gleich nach deren etwas fortgeschrittenen Cultur entstand. Die älteste M. war wahrscheinlich stets mit Gesang und Tanz verbunden, wie überhaupt der Rhythmus bei allen rohen Völkern die Hauptrolle bei der Musik spielt. Selbstständige Instrumentalmusik entwickelte sich sehr spät. Eigentlich gibt die Bibel die ältesten historischen Nachrichten von der M., wo schon Jubal als Erfinder von musikalischen Instrumenten erwähnt wird. Laban kannte schon die Pauken, so wie ein mit Thierhaaren bezogenes Saiteninstrument. In der Geschichte Hiobs geschieht der Pauken, Cither und Harfe Erwähnung. Bei dem Zuge aus Aegypten fertigte Moses silberne Trommeln und seine Schwester Mirjam sang den ersten Lobgesang, dessen erwähnt wird, nach glücklichem Durchgang durchs rothe Meer. Daß der Name Musik selbst den Griechen seinen Ursprung verdankt, und daß man unter ihm nicht bloß die Tonkunst, sondern überhaupt die Künste und Wissenschaften der Musen, mithin auch die Poesie und den Tanz, oder die dem Gesange ursprünglich verschwisterte lebhafte Mimik, ja selbst die Beredtsamkeit, Grammatik und Philosophie verstanden habe, ist bekannt.

Nach Aristides Quintilianus, der unter Trajan über die M. schrieb, ist sie eine Kunst des Anständigen in Stimme und Bewegung. Auch Andere erklären sie als die Kunst der schönen Bewegung. Hieraus erhellt schon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Musik verwandt ist, das Hervorstechendste in der Musik der alten Griechen und Römer gewesen müsse. Die mythischen Nachrichten setzen bald den Apollo (in welchem man sonst den Jubal erblicken wollte), der durch den Klang des Bogens s. Schwester Diana zur Erfindung des Saitenspiels oder der Cyther veranlaßt worden sein soll, bald den Hermes oder Mercur, der am Nile die siebensaitige Lyra erfunden haben soll, bald Minerva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche sie aber, da sie sich durch Flötenspiel entstellt gesehen, weggeworfen haben soll, bald den Hirtengott Pan, Mercur's Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen schon siebenröhrig gewesen sein soll, mit dem Ursprung der Musik in Verbindung, so wie überhaupt alle Völker den Künsten einen göttlichen Ursprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion u. seinen Bruder Zethus (Erstern soll Mercur eine siebensaitige Lyra geschenkt haben), durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Musik. Was die Ausübung der Musik unter den Griechen anlangt, so weisen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf Lydien (wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll) und Arkadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cither begünstigte, hin. Aus den Provinzen von Kleinasien schreibt man die verschiedenen Tonarten — die phrygische, die Einige dem Marsyas, der die Flöte der Minerva gefunden und die Doppelflöte erfunden haben soll, die dorische, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben soll, die lydische, äolische und ionische her. Es ist aber schwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element ihrer Musik erhalten, da sie aus so verschiedenen Colo-

nien zusammengeschmolzen sind. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß Kadmus die lärmende Opfermusik, die in einer rhythmischen Bewe- des Krotalon (der Klapper), Trommel und Klingel bestand, aus Phönizien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über die griech. Musik abnehmen können, so bestand der Gesang in einer musikalischen Declamation des Gedichts, welche von den Instrumenten einfach und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern und Musikern werden außer den schon genannten mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Sakkades u. A. Vom 6. Jahrh. v. Chr. an scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 v. Chr. lebte u. der Lehrmeister des Pindarus war, soll schon etwas Theoretisches über die M. geschrieben haben. Pythagoras, der der Musik von den ägyptischen Priestern erlernt haben soll (was aber unwahrscheinlich ist)), beschäftigte sich mit den mathematischen Verhältnissen der Töne, und eine von Vielen entworfene Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden sei. Das Instrument, welches er zur mathemat. Bestimmung der Töne erfand, wurde der pythagorische Kanon genannt. Auch soll er den Saiten der Harfe die 8. hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehrere hinzufügte. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu Perikles's und Sokrates's Zeiten aufgeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Plato selbst soll sich um die Musik sehr verdient gemacht haben, und wie er, hielt sie Aristoteles für ein Erziehungsmittel. Um seine Zeit wurde die Tonleiter

sehr vermehrt; aber man klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch dieselbe. Eine solche Klage wird schon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates's Zeit lebte. Wahrscheinlich gilt diese Klage selbst der Anwendung der Musik zum Ausdrucke sanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Musik mehr vorherrschend zur Erweckung religiöser und patriotischer Gesinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrscheinlich schon damals bekannte Eintheilung war die in theoretische und praktische. Die theoretische begriff sowol die arithmet. und phys. Untersuchungen über Klang und Tonverhältnisse, als auch die musikalische Harmonielehre (harmonische Musik genannt), welche die allgemeinen Lehren von allen Arten der Accorde lehrt. Von ihr hing die Composition und der Gesang ab. Letzterer, und mithin die Musik überhaupt, wurde nach den Tonverhältnissen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatonische, enharmonische und in die später eingeführte chromatische getheilt. In Ansehung des Tons, aus welchem die Compositionen gingen, nahm man modos an, und benannte sie, wie schon angedeutet, nach den Ländern, in welchen sie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Musik in Hinsicht der Composition: 1) in die Melpöie, Kunst der Verfertigung des Gesanges, d. h. die Kunst, den Gedichten einen eigentlichen Gesang oder musikalische Declamation zu geben, denn die Declamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2) in die Rhythmopöie, Kunst, den Bewegungen des Körpers und der Stimme einen bestimmten Rhythmus zu geben, und 3) in die Poetik, als die technische Theorie der Poesie, die mit der Musik innigst verbunden war, wohin die Metrik gehörte. In Hinsicht der Ausübung theilte man die M. in die organische (Instrumentalmusik, Kunst, die Instrumente zu spielen), ödische (Vocalmusik, Singekunst) und in die hypokritische (pantomimische,

nachahmende, Geberdenkunst in Verbindung mit der Musik). Zur Zeit Alexanders des Großen zeichnete sich Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Aristoteles, aus. Er schrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Musik, wovon noch 3 übrig sind, und brachte die Tonleiter bis auf 18 Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Aristoxenianer genannt) verwarfen die strenge Messung der Verhältnisse des Pythagoras und bedienten sich der Intervallen von ganzen und halben Tönen bloß nach der Empfindung. Auch führte Aristoxenus das chromat. Klanggeschlecht, dessen Erfindung in diese Zeit fällt, statt des enharmonischen ein. Euklides (277 vor Chr.) hat die mathemat. Klanglehre zuerst als Schriftsteller wissenschaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten; aber gewiß ist der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen schönen Künste auf die Vortrefflichkeit der griech. Musik gemacht hat, sehr schwankend und wird durch die vorhandenen Nachrichten über dieselbe nicht bestätigt. Denn die fabelhaften und übertriebenen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Musik lassen sich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären; ja, es scheint sogar, als ob die Musik ohne künstliche Harmonie auf den Naturmenschen und auf die Masse des Volks, welches die Musik nicht als Kunst treibt, weit größer sei, wie auch die Anwendung der einfachsten und rohesten Musik bei wilden Stämmen bewährt. Es scheint vielmehr die Musik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die künstlerische Vervollkommnung der Instrumentalmusik vermittelte Pracht u. Mannichfaltigkeit der neuern Musik, wenn auch nicht die Harmonie überhaupt, entbehrt zu haben. Ferner scheint ihr Gesang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmische Declamation, in welcher der

Ton weniger eine musikalische als eine declamatorische Länge hatte, die reine Instrumentalmusik aber noch von beschränkterm Umfange gewesen zu sein. Uebrigens geben uns die so vielfältig angestellten Untersuchungen der Neuern über die alte griech. M. wenig Aufklärung, und die vorhandenen Schriften der Alten darüber sind durch vielfache Widersprüche und Dunkelheiten zum größten Theil uns noch räthselhaft. Hierher gehört die von Meibom herausgegebene Sammlung der alten Musiker (»Antiquae musicae scriptores«, 7 Bde., Amsterdam 1652, 4.) und Claud. Ptolomäus. Neuerdings haben die Herrn Münch und v. Drieberg über die Musik der Alten geschrieben, welchem Letztern Chladni in der »Leipz. musik. Zeitung« in vielen Punkten widersprochen hat. Über die Blasinstrumente der Alten hat Kaspar Bartholin geschrieben (»De tibiis veterum«). Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opferdienst von den Etruskern empfangen zu haben; die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. In frühern Zeiten der Republik durften sich bloß Sklaven und Freigelassene mit ihr beschäftigen, und erst später unter den Kaisern hob sie sich in etwas. Unter mehrern einzelnen römischen Schriftstellern über Musik schrieb auch Vitruv darüber. Nach den Umwälzungen der beiden Kaiserthümer versank auch die M., wie alle Künste, in das Dunkel der Barbarei, und nur den ersten christlichen Gemeinden war es vorbehalten, dieselbe zu erhalten und in dem Grade fortzubilden, wie wir sie jetzt ausüben. Mit ihnen beginnt eine ganz neue Aera der M., begünstigt und bedingt vom Wesen und Form des Christianismus. Die M., so wissenschaftlich sie übrigens auch bis dahin ausgebildet war, stand doch, wenn wir von unserm Standpunkte ausgehen, auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur. Die Harmonie kannte man gar nicht, und ihre Melodien, in denen wir noch Reste in unsern ältesten

Kirchengesängen finden, waren trocken und ungelenk, so wie ihr ganzes Tonsystem weitläufig und verkünstelt. Die ersten Christen bedienten sich bei ihren Zusammenkünften, besonders bei den Agapen, zu ihren Gesängen der Psalmen Davids und der im alten Testamente befindlichen Lobgesänge. Der Gesang beim Abendmahle wurde erst 340 n. Chr. eingeführt und geschah immer noch bloß melodisch, wozu sie wahrscheinlich ältere Melodien benutzten, die sie ihren Texten anpaßten. Unter ihren Verbesserern nennt man den Papst Damasus 370, Ephraem Syrus und Ambrosius, Erzbischof von Mailand, 397. Das Hauptverdienst in dieser Zeit erwarb sich aber der Papst Gregor d. Gr. (590—604), welcher eine besondere Singschule stiftete, die besten alten vorhandenen Melodien sammelte und den Choralgesang einführte. Endlich trat Guido von Arezzo auf und brachte in der, bis auf ihn immer noch auf griechische Art und Weise ausgeübten M. eine große Reform hervor. Ihm verdanken wir die erste Idee unsrer Notenschrift, die später von Franco aus Köln (1046) und Johannes Muria verbessert wurde. Kurz vor dieser Zeit fällt die Erfindung der Kunst, mit mehrern Stimmen zu singen, angeblich von Dunstan, Erzbischof von Canterbury, 988 erdacht. Von dieser Zeit wurde aller Fleiß auf die Ausbildung der Harmonie gewendet und die Melodie bis zur Erfindung der Oper zu Ende des 16. Jahrh. fast vernachlässigt. Hinsichtlich der Theorie und des Tonsystems überhaupt machten sich vorzüglich Zarlino 1550 und Ludovico Viadana (1600) verdient. In dieser ganzen Zeit und lange nachher war Italien das Land der M., und dieselbe wurde von dort in fast alle europäische Länder übergetragen, wo sie überall bald Wurzel faßte und fortgebildet wurde; vorzüglich wurde sie von den Niederländern ausgeübt. Bei den gallischen, germanischen und skandinavischen Volksstämmen wurde die M. von den Barden und Skalden besonders gepflegt, welches später im Mit-

telalter von den Troubadours, Minstrels, Fiedlern und Minnesängern und den aus Italien gekommenen Kirchensängern geschah. Im 16. Jahrh. kam die Figuralmusik nach Deutschland. Von nun an wurde die Tonkunst, begünstigt von dem römischen Cultus, in allen Ländern schnell zu großer Vollkommenheit gebracht. Durch die Oper wurde auch besonders die Instrumentalmusik ausgebildet, welche man nun auch beim Kirchengesang einführte. Luther führte zuerst den deutschen Kirchengesang ein und trug überhaupt Vieles zur Verbesserung desselben bei. In dieser Zeit blühten besonders die Künste des Contrapunkts, der unter dem Pater Martin, Sebastian Bach, Händel u. a. m. zu Anfang des vorigen Jahrh. die höchste Vollkommenheit erreichte. Von da an wendete man sich mehr zu der dem Ohre gefälligen M., welches in Italien unter Cimarosa, Paesiello, Spontini u. a. bis zur Vernachlässigung der harmonischen Bearbeitung geschah, und wo die M. unter Rossini, welcher die jetzige italienische M. repräsentirt, unter die fast aller Nationen gesunken ist. Bei den Franzosen waren es Rameau, Lully, Gretry, Mehül, Monsigny u. A., welche die M. dort zu einem eignen Styl ausgebildet haben; dieselbe neigt sich jetzt ebenfalls, wie die italienische, ihrem Verfall in harmonischer Hinsicht zu. Am würdigsten wurde die M. in Deutschland cultivirt. Vorzüglich wurde die Instrumentalmusik auf einen besondern Grad von Vortrefflichkeit, besonders unter den Neuern durch Haydn, Mozart und Beethoven, gebracht, und die deutsche M. glänzt in jeder Art vor der andrer Nationen; doch hat sie sich in neuester Zeit auf der einen Seite nicht frei von italienischer und französischer gehaltloser Tändelei, auf der andern Seite von Schwulst der Harmonie, Verkünstelung, Melodielosigkeit gehalten, und die Blüthe der M. in dieser Periode möchte wohl die Zeit Haydn's und Mozart's sein. — In Großbritannien hat die M. als Kunst niemals festen Fuß

gefaßt und ist dort immer meistens von Ausländern gepflegt worden; doch hat ihre Volksmusik, besonders in Schottland, schöne Eigenthümlichkeiten. Im Orient ist die M. ganz in Verfall gerathen und eigentlich nichts als rhythmischer Lärmen. Die Chinesen setzen die Erfindung der M. in die Zeiten ihres fabelhaften Kaisers Tschoschong, und die Osmanen erhielten die M., wie sie dieselbe haben, von den Persern.

Musiker (Tonkünstler), diejenigen, welche die Musik als freie Kunst treiben und sie als Hauptbeschäftigung betrachten. Die gewöhnlichen M., die es nicht zur Virtuosität auf irgend einem Instrumente gebracht haben, werden Musikanten genannt.

Musikfest, eine festliche und kunstreiche Aufführung großer Musiken durch gemeinschaftliches Zusammenwirken der ausgezeichnetsten Musiker einer ganzen Gegend. Die ersten M.e fanden, wenn man nicht die isthmischen und andere musikalische Wettkämpfe hierher rechnen will, seit der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. zur Gedächtnißfeier Händels in der Westminsterabtei zu London statt, wo an dessen Sterbetage gewöhnlich ein Oratorium von seiner Composition von 400 — bis 800 der trefflichsten Sänger und Spieler von ganz London aufgeführt wird. Fast gleichzeitig entstand der schweizer Musikverein, der in den bedeutendsten Städten der deutschen Schweiz große Musikstücke aufführt. In Deutschland führte diese Idee der Musikdirector Bischoff 1809 zu Frankenhausen, aus indem er dort und später 1811 u. 1812 zu Erfurt Concerte veranstaltete und zu deren Mitwirkung eine Menge der trefflichsten Musiker und Componisten, selbst aus großer Ferne, einlud. So veranstaltete derselbe 1822 in Bückeburg die Aufführung des Weltgerichts; 1824 wurde in Quedlinburg unter K. M. von Weber's Leitung durch Aufführung mehrer großen Musikstücke Klopstocks Geburtstagsjubiläum gefeiert; Friedr. Schneider führte in

Köln um dieselbe Zeit s. neues, von Grote gedichtetes Oratorium, »die Sündflut«, auf, und später s. »Verlorenes Paradies« in Magdeburg, endlich auch in der restaurirten Kirche in Zerbst 1827 Händels »Samson«. In diesen letztern Jahren haben sich in mehrern Gegenden Deutschlands nicht zu entfernt liegende Städte zu jährlicher Abhaltung von M.en verbunden, an welchen gewöhnlich am ersten Tage große Oratorien aufgeführt werden, die erst bei sehr starker Besetzung die beabsichtigte Wirkung erreichen. In den folgenden Tagen werden große Instrumentalsätze und ausgezeichnete Virtuosenleistungen aufgeführt. So besteht namentlich zwischen den Städten Köln, Düsseldorf und Aachen ein solcher Verband unter dem Namen des Niederrheinischen Musikvereins. Ein ähnlicher Verein existirt unter dem Namen des Elbvereins zwischen Magdeburg, Quedlinburg, Halberstadt u. s. w. 1829 fand ein großes M. zu Halle Statt, angeblich das erste des thüringisch-sächsischen Musikvereins, bei welchem Spontini und ziemlich die ganze berliner Capelle und das dasige Opernpersonal außer vielen andern Musikern zugegen waren. Angekündigt hat sich ein neuer thüringischer Verein, der sein erstes M. auf den 2—4. August 1830 zu Erfurt halten will. Auch haben sich neuerdings in Schwaben, Straßburg und den Niederlanden ähnliche Musikvereine gebildet.

Musikunterricht. Bei den schnellen Fortschritten in der Pädagogik in unserer und der letztvergangenen Zeit suchte man auch den Unterricht in der Musik, der bisher in kein geordnetes System gebracht worden war, zu verbessern. Man suchte die musikalische Fähigkeit der Zöglinge nach den allgemeinen Bildungsgesetzen des Geistes und den in dem Lehrgegenstande selbst liegenden Bedingungen der Fortschreitung zu entwickeln. Das Erste regte besonders Pestalozzi und seine Schule in Deutschland und in der Schweiz an. Hierher gehört

auch die Gesangbildungslehre von Nägeli, Natorp u. A. Das Letztere ist besonders das Verdienst Logier's, welcher die Aufgabe löste, mit dem Elementarunterricht im Singen und Spielen zugleich die Grundsätze der Harmonielehre zu verbinden.

Musivgold wird größtentheils aus Zinn, dann aus Quecksilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und bloß wegen der schönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Malen und Verzieren von den Malern gebraucht, welche es auch meistentheils selbst verfertigen. Das echte wird aus der Schawine bereitet, d. h. aus den Abgängen von den geschlagenen Goldblättern, die beim Schlagen aus den Formen dringen oder von den Blättern abgeschnitten werden. Sie werden mit Honig auf einem Marmorstein zerrieben, der Honig wird durch Wasser ausgewaschen, das Pulver mit Gummiwasser gemischt und in Muscheln gethan. Auf gleiche Weise wird auch das unechte Musivsilber von Zinn, Wismuth und Quecksilber zusammengesetzt und angewendet.

Musivische Arbeit, s. Mosaik.

Muskateller- oder **Muskatweine**, eine Art süßer franz. und ital. Weine. Von jenen sind der Rivesaltes und Lunel die feinsten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbasin ꝛc. Von den ital. nennen wir den Syrakuser von Sicilien, den Moscato, Giro und Cannanao von Cagliari, den Muskat von Algheri und Oliastra in Sardinien; auch Toscana, Lipari, Cypern und Candia liefern mehrere Sorten.

Muskatennuß (nux moschatae) ist die gewürzreiche Frucht des Muskatennußbaums, der sonst auf allen molukkischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und besonders auf Banda, Neyro, Lantoer und Pulo-ay angebaut wurde. Die Früchte, welche 9 Monate nach der Blüthe zur Reife

kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Gestalt und Größe. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muskatenblüthe oder Macis aus. Der Name **Muskatenblüthe** ist also uneigentlich. Man sammelt die Früchte 3 Mal des Jahrs, im Juli und August, im Nov. und im März und April. Die letzte Ernte giebt die reichste Ausbeute. Man preßt aus den Nüssen das kostbare **Muskatenöl**; es läßt sich, durch Schütteln mit Wasser, in ein leichteres, flüchtigeres, gewürzhafteres, oben aufschwimmendes und schweres, butterähnliches, zu Boden sinkendes Oel trennen; setzt bei längerem Stehen Myristicin ab und wird in der Medicin als ein höchst kräftig reizendes Mittel, innerlich mit Zucker abgerieben, zu ½—1 Tropfen, äußerlich zu Salben benutzt.

Muskeln (von musculus, Mäuschen). Im gemeinen Leben erhalten M.n in Gesammtheit den Namen Fleisch. Nach chemischen Untersuchungen macht der Faserstoff den Haupttheil der M.n aus. In Verbindung mit den Knochen, welche die M.n gleichsam überpolstern, ertheilen hauptsächlich sie dem Körper in der äußern Darstellung seine allgemeine Form; doch helfen sie auch innere Theile wesentlich mit bilden, oder geben selbst für sie (wie für das Herz, auch die Zunge) die eigentliche Substanz ab. Alle M.n, in Verbindung und in Beziehung auf ihr näheres Verhältniß zum Leben überhaupt bezeichnet man als **Muskelsystem**. In dieser Hinsicht zerfallen sie in 2 Abtheilungen, nämlich in M.n des animalen und M.n des vegetativen Lebens. Erstere, der Größe, Ausbildung und Mehrzahl

nach die bedeutendsten, sind meist der Willkühr unterworfen, indem vom Gehirn oder Rückenmark aus Nerven zu ihnen gehen, die für ihre Bewegung, durch Fortpflanzung der Willensthätigkeit auf sie, anregend sind; Letztere wirken als Bewegungsorgane selbstständig, ohne daß der Wille direct auf sie einwirkt, für Lebenszwecke, deren nächstes Ziel Ernährung und Erhaltung des Körpers ist.

Muskete (fr. mousquet), eine Art größerer Flinten, mit welchen die ordinairen Soldaten zu Fuß bewaffnet werden, welche daher auch den Namen **Musketier** (Mousquetier) führen, zum Unterschiede von Füsilier, Grenadier rc. Doch sind sie jetzt nicht mehr im Gebrauche, und man hat vielmehr die leichtere, bequemere Flinte, fusil; daher die Musketiere eigentlich Füsiliere heißen sollten. — Die **Musketenkugel**, eine bleierne Kugel, wie sie aus den Musketen geschossen wird.

Mustapha II., türkischer Kaiser, Sohn von Muhammed IV.; folgte 1695 auf seinen Oheim Achmed II., mit Uebergehung von dessen Sohne Ibrahim, den vergebens die Großen des Reichs auf den Thron zu heben strebten, indem sie den kräftigen Charakter M.s fürchteten. Nachdem er der Favorite des vorigen Sultans, dem Multi und Kislar Aga mit Gewalt 6,000,000 Thlr. erpreßt, die Diener seines Vaters zurückberufen, den Großwesir Tarabal hinrichten lassen und den Liebling seines Vaters, Elmas Pascha, zu diesem Posten ernannt hatte, stellte er sich an die Spitze des Heeres, ernannte den Seeräuber Mezzomarte, der den Venetianern Chios abgenommen hatte, zum Kapudan Pascha, ging mit 45,000 Mann über die Donau, schlug den östreichischen General Veterani, dann den Kurfürsten Friedrich August von Sachsen 1696 bei Temeswar, verlor aber durch die Russen Asow und die Herrschaft über das schwarze Meer. Allein 1697 ward das türkische Heer, kampffertiger und geübter als je, bei

Zentha von dem Prinzen Eugen von Savoyen geschlagen, wobei der Großvezier und 30,000 M. blieben und das ganze Heer und Lagergeräth, selbst das Reichssiegel, in die Hände der Türken fiel und M. verkleidet nach Temeswar fliehen mußte. Höchst ungern schloß M. nun 1699 den Frieden von Karlowitz, worin er den Gegnern bedeutende Zugeständnisse machte. M. kehrte nach Constantinopel zurück, aber das unzufriedene Volk nöthigte ihn bald, wieder nach Adrianopel zu gehen. Hier entsetzte er den bisherigen Großwesir Hussein und ernannte 1701 Dalbatan an seiner Stelle. Dieser tadelte den Frieden von Karlowitz und dessen Urheber laut; allein eben dies bewirkte seinen Sturz und sein Gegner Rami ward Wesir. Dieser, ein Freund der Dichtkunst und Musik, überließ alle Staatsgeschäfte dem Mufti und letzter führte sie so nachlässig, daß sich 1702 die Janitscharen und die Soldtruppen, die lange Zeit keine Löhnung bekommen hatten, empörten, von Constantinopel nach Adrianopel rückten, als der Mufti sie für Ungläubige erklärte, einen andern Mufti wählten, der ihre Fahnen segnete und den Sultan und seine Diener für Ungläubige erklärte. M. mußte nun den Großwesir, den Mufti und Maurokordato, den Stifter des karlowitzer Friedens, ausliefern, die dann unter Martern hingerichtet wurden. Allein nichts destoweniger ward M. bald darauf im August 1702 vom Thron gestoßen und durch seinen Bruder Achmed III. ersetzt. Er st. 1703 im Gefängniß.

Mustapha Bairakdar, türkischer Feldherr und Staatsmann, geb. gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Rasgard, Sohn eines Bauern, war selbst Landmann, dann Pferdehändler, dann Soldat bei dem Pascha Rustschuck, wo er sich im Kriege gegen Paswan Oglu auszeichnete und unter andern eine Fahne nahm (daher sein Zuname Bairakdar, Fahnenträger). 1804 ward er selbst Pascha von Rustschuck, zeichnete sich 1806 gegen die Russen aus und errang u.

a. bei Musahib Kiu einen kleinen Vortheil gegen sie. Der Aufstand der Janitscharen, der sich mit der Entsetzung Selims III. und der Hinrichtung des Großwesirs endete, machte ihn zum Oberbefehlshaber der Armee gegen die Russen, allein er war darum nichts destoweniger ein eifriger Gegner der Empörer, wendete sich, als mit den Russen ein Waffenstillstand geschlossen war, mit seinem Heer nach Adrianopel, zwang dort den Großwesir Tschebeli Mustapha, ihm nach der Hauptstadt zu folgen, entsetzte hier den Mufti und die Ulema's, die Theil an der Empörung genommen hatten, und rückte den 28. Juli 1808 gerade vor das Serail, um die Wiedereinsetzung des entsetzten Selim zu verlangen. Nach einem kurzen Widerstand sprengte er die Pforten; auf der Schwelle fand er den Leichnam des eben hingerichteten Selim. Allein dadurch ließ sich M. nicht schrecken, drang vor, befreite Mahmud II., Mustapha's IV. Bruder, der eben hingerichtet werden sollte, aus den Händen der Mörder, rächte den Tod Selims an den Anstiftern desselben, ließ Mustapha IV. einsperren und erhob Mahmud II. auf den Thron. M. ward nun Großwesir, verbesserte die Polizei und die Verproviantirung von Constantinopel und arbeitete eifrig an der Auflösung der Janitscharen, die er mit den regulären Truppen verschmelzen wollte. Allein den 10. November erfolgte ein Aufstand der Janitscharen, worin die Seinen geschlagen wurden. Kaum hatte M. noch Zeit, Mustapha IV. hinrichten zu lassen, als die Stürmenden auch schon ins Serail eindrangen. M. flüchtete sich in einen Pulverthurm und sprengte sich mit vielen der Stürmenden in die Luft.

Mustoxidi (Andreas, Graf), Historiograph der jonischen Republik und Correspondent der k. franz. Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, geb. zu Korfu 1785, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden griech. Gelehrten.

Mutatis mutandis (lat.), nach Abänderung dessen, was abgeändert werden muß; unter den nöthigen Abänderungen; wird bei den Rechtsgelehrten in ihren Concepten für den Copisten hinzugesetzt, wenn bei doppelten Ausfertigungen u. dgl. etwa die Namen einzelner Parteien etc. oder einzelne Nebensachen in jedem Exemplare anders gesetzt werden müssen.

Muthen (ein altdeutsches Wort), um eine Sache förmlich ansuchen, etwas verlangen, z. B. im Lehenwesen: ein Lehen muthen, bei dem Lehensherrn um Ertheilung des Lehens (Investitur) ansuchen; im Bergb. eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß ansuchen, eine aufgefundene Grube bauen zu dürfen und damit belehnt zu werden; bei Handwerkern muthen, wenn ein Gesell ums Meisterrecht oder um Aufnahme in die Innung förmlich ansucht.

Mutiren (von mutare), verändern, z. B. die Stimme mutiren etc.

Mutis (Don Joseph Cölestin), Director der botanischen Anstalt zu Neugranada und königl. Astronom zu Santa-Fé de Bogota, geb. 1732 zu Cadix, wurde zu Sevilla Doctor der Medicin und 1757 als Hülfslehrer der Anatomie zu Madrid angestellt, machte aber besonders Botanik zum Gegenstand seiner Studien und zwar mit solchem Erfolge, daß, nachdem er dem Vicekönig Don Pedro Mosia de la Corda als Arzt nach Neu-Granada gefolgt war, er die Botanik mit Kenntniß neuer Pflanzen in diesen Gegenden auf das wesentlichste bereicherte. Seine neuen Entdeckungen sind größtentheils durch Linné, den Sohn, dem er sie mittheilte, bekannt geworden. Auch wurde man durch ihn zuerst mit den verschiedenen Sorten der Chinarinde genauer bekannt. Eine darauf Bezug habende Schrift in spanischer Sprache erschien Cadix 1792, 4. Er selbst ließ auf seine Kosten eine Flora von Bogota malen, die nach s. Tode (er st. Santa-Fé am 11. Dec. 1808) sein

Neffe Sinforosa M. beendigte. In den geistlichen Stand getreten vermachte er seine ansehnlichen naturhistorischen Sammlungen, seine astronomischen Instrumente und bedeutende Bibliothek dem Staate; sie befinden sich noch zu Santa-Fé.

Muttermal (naevus maternus), ein angeborener, unveränderlicher, nicht unempfindlicher Hautfleck, von röthlicher Farbe in verschiedenen Nüancen, mehr oder weniger erhaben, von verschiedener Größe, bisweilen stark mit Haaren besetzt. So wie man geneigt ist, in einem M.e eine Aehnlichkeit aufzufinden, so z. B. mit einer Maus, Birne, Pflaume, Maulbeere, Himbeere u. dgl.; so ist auch der allgemeine Volksglaube, gestützt auf vielfache Erfahrungen, dafür, daß die Bildung eines solchen M.s bei der Leibesfrucht mit gewissen, den Schwangern sich aufgedrungenen lebhaften Vorstellungen in Zusammenhang stehen und dadurch veranlaßt worden sei, besonders das **Feuermahl**, d. i. ein solcher verbreiteter rother Fleck, wenn sich die Schwangern unversehens mit etwas verbrannt haben. Allein genaue Beobachtungen haben gelehrt, daß die Besonderheiten und Verunstaltungen des Kindes, welche man für die Folge einer imaginarischen Idee hält, natürliche Wirkungen solcher Beschaffenheiten in dem Körper und der Lage des Kindes waren, welche theils vor der äußern Veranlassung der Idee schon anwesend waren, theils selbst nach der Hypothese derer, welche diese Wirkungen der mütterlichen Einbildungskraft annehmen, dadurch nicht entstanden sein konnten. Man sieht auch dergleichen Besonderheiten ohne vorhergegangene Einbildung der Mutter, ingleichen bei Geburten im Pflanzenreiche, wo keine Seele und also auch keine Einbildungskraft an der Bildung Theil nehmen kann. Sie sind mithin weiter nichts als eine Folge einer vorhergegangenen Unordnung in dem organischen Leben, aber nicht in der Seele der Mutter.

Mylitta, hieß nach Herodot die Aphrodite Urania bei den As-

syrern, welche bei den Arabern Alitta (oder Alilat) und bei den Persern Mithra hieß, Mondgöttin als Fruchtgeberin. In Babylon mußte sich ihr zu Ehren jede Frau einmal im Leben für eine Summe Geldes, welche in dem Tempelschatz niedergelegt wurde, einem Fremden preisgeben.

Myologie, Muskellehre, s. Anatomie.

Myops, s. Kurzsichtig.

Myriade, eine Zahl von Zehntausend; in der poetischen Sprache bezeichnet man damit überhaupt eine unzählige Menge.

Myriagramm, **Myrialitre**, **Myriametre**, s. Französisches Decimalsystem.

Myriorama (griech.), eigentl. ein Zehntausendschau, ungefähr eben so wie das Kaleidoskop, nur daß es bei diesem interessanten Spielwerke mehr auf landschaftliche Gegenden abgesehen, für den Landschaftsmaler aber als Musterkarte sehr schätzbar ist.

Myrmidonen hießen die Bewohner der Insel Aegina. Myrmex, die Geliebte Jupiters, war von der Minerva in eine Ameise verwandelt worden, und von ihr kam nun eine große Menge dieser Thiere zur Welt. Aeakus, König von Aegina, dessen Land durch die Pest entvölkert worden war, bat den Jupiter, diese Thiere in Menschen zu verwandeln; es geschah, und die daraus entstandenen arbeitsamen und thätigen Menschen zeichneten sich auch in der Folge als tapfere Krieger bei Troja's Belagerung unter Achill's Anführung aus. — Eben daher rührt wohl auch das französ. Wort mirmidon, ein kleiner, zwergartiger Mensch, ein Knirps; auch ein kleiner Naseweis. Endlich versteht man auch unter **Myrmidonen** geldgierige Menschen.

Myrobalanen sind sehr zusammengetrocknete, fleischige Früchte, ungefähr in Gestalt einer Nuß, von ganz verschiedenen Gewächsen, die wir aus Ostindien bekommen und deren Geschmack sehr

herbe und zusammenziehend ist. Sie werden von den Holländern, theils getrocknet, theils in Zucker oder Syrup eingemacht, allen Nationen zugeführt.

Myron, ein berühmter griechischer Bildhauer um 442 vor Chr., aus Eleutherä in Böotien, einer der größten Künstler des hohen Styls. Er arbeitete größtentheils in Erz, doch auch in Holz und Marmor, bediente sich auch vorzüglich delischer Bronze. Seine Werke sind äußerst mannichfaltig, seine Compositionen neu, die sonderbaren und gewagten Stellungen bewunderungswürdig abwechselnd. Besonders fühlte er sich, wie es scheint, von den verschiedenen Kampfarten der Athletik angezogen und wußte hierbei den höchsten und fruchtbarsten Punkt der Handlung darzustellen. Er beherrschte das ganze Gebiet der Plastik und erweiterte dasselbe; wahrscheinlich brachte M. das Herkulesideal der Vollkommenheit nahe. Besonders eigenthümlich waren ihm, der das Geheimniß entdeckte, Ideal und Natur vereinigt darzustellen, Darstellungen unschuldiger Naivetät; auch seine T[illegible]erfiguren sind hochgeachtet; auf seine (ihr Kalb säugende) Kuh, auf dem großen Platze zu Athen, sind allein 36 Epigramme vorhanden. Noch ist die Eigenthümlichkeit seiner Kunst ersichtlich an seinem fallenden Fechter im capitolinischen Museum und an seinem Discuswerfer, wiewohl letzterer nur theilweise antik und überdies fehlerhaft restaurirt ist.

Myrrhe, ein Gummiharz, das aus dem Oriente, besonders dem glücklichen Arabien, Aegypten rc. herkommt. Der Baum selbst gehört wahrscheinlich zum Mimosen-Geschlechte und kommt der echten Acacia nahe. Es giebt dreierlei Sorten; doch haben sie alle einen scharfen, bittern Geschmack, starken balsamischen Geruch, und als Arzneimittel eine stärkende, erhitzende, giftwiderstehende Kraft.

Myrte (myrtus), ein schönes, baumartiges, immer grünendes Gewächs, im südlichen Europa wild wachsend, das aber in kälte-

ren Gegenden nur in Lustgärten gezogen wird. Sie war bei den Alten der Venus geheiligt und galt als Sinnbild der Liebe, oder auch des liebevollen Andenkens (z. B. bei Grabmälern 2c.).

Mysore (Mayssur), 1) (Geogr.), **Neu-Mysore**, ein von den Briten abhängiges Reich in Ostindien, zwischen dem britischen Ostindien, den Ländern des Nizam und der Maharatten, ein flaches, 1272 QM. großes Land, mit 3 Millionen Einw. Es erzeugt Pfeffer, Kardamomen und Teakholz. 2) (Gesch.) M. war ehemals eins der mächtigsten Reiche Vorder-Indiens. Ihre Herrscher schrieben sich von einem in Guzurate mächtigen Stamm her, gründeten 1571 das Reich M. Hyder Ali setzte sie 1760 ab und bemächtigte sich der Herrschaft. Ihm folgte sein Sohn Tippo Saib, welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Diese theilten nun den Staat von Mysore, behielten, nebst der Hauptstädt Seringapatnam, ungefähr 800 QM. Land mit 2½ Mill. Lak Rupien Eink. für sich, einen fast gleichen Antheil überließen sie ihren Bundesgenossen, dem Subah von Dekan und den Mahratten, und aus dem Reste des Landes, von 1199 QM. mit 3 Mill. Einw. und etwas über 4 Mill. Rupien Eink., wurde das jetzige Reich Mysore gebildet, zu dessen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen, von Hyder Ali abgesetzten Regentenstammes, einen 5jährigen Prinzen, Rajah Maha, machten, der jedoch ganz von der brit. Regierung zu Madras abhängt, 700,000 Gulden Tribut zahlt und in s. Festungen engl. Garnisonen unterhält.

Mystagog, bei den Mysterien des Alterthums derjenige, der den Einzuweihenden einführte, so wie auch derjenige, der das Innere des Tempels zeigte; daher bei uns ein Geheimnißvoller oder Geheimnißkrämer.

Mysterien bezeichnen überhaupt den Inbegriff von Geheim-

nissen, in deren Besitz nur eine gewisse Klasse von Menschen sich befindet, die derselben zuvor durch feierliche Einweihung theilhaftig geworden sind. Bei den Alten mochte die Hauptabsicht bei dergleichen Mysterien und den deshalb veranstalteten geheimen Zusammenkünften, welche des Nachts gefeiert wurden, die sein, die Erkenntniß des einzigen Gottes und überhaupt eine höhere Religion den Eingeweihten, getrennt von den Irrthümern der heidnischen Volksreligion, mitzutheilen; z. B. bei den großen Eleusinischen Geheimnissen ꝛc. Außerdem gab es noch andere Absichten, z. B. bei den Orgien ꝛc. Die bekanntesten und berühmtesten Mysterien waren die Eleusinischen, die Samothracischen, die Dionysischen, die Orphischen und die der Isis. Im 2. und folg. Jahrh. n. Chr. Geb. verstummten nach und nach die Mysterien gleich den Orakeln; die großen Eleusinischen Geheimnisse zuletzt. — Uebrigens wurden auch ehedem in manchen christl. Ländern gewisse geistl. komische Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige, Teufel ꝛc. auftraten, Mysterien genannt.

Mystik, die Geheimlehre; besonders diejenige Untersuchung, die sich mit dem verblümten Verstande der heil. Schrift beschäftigt, und ausschließlich auf die Geheimnisse des göttlichen Wesens, der menschlichen Seele, der Natur und ihre gegenseitige Durchdringung gerichtet ist. **Mysticismus** ist der Glaube an eine solche Geheimlehre, an ein gewisses Ueberirdisches und Unendliches; besonders auch, wie er an übernatürliche Eingebungen u. dgl. glaubt; ein schwärmerischer Hang zum Wunderglauben. **Mystiker**, derjenige, der einer solchen Geheimlehre anhängt oder sie selbst zu verbreiten sucht. Die berühmtesten der Art waren besonders im 14. Jahrh. Meister Ekkart, Johannes Tauler, Amandus Seuß, Heinrich von Nördlingen ꝛc. **Mystisch**, geheimsinnig übersinnig; in ein gewisses Dunkel gehüllt, z. B. mystische Redensarten, worin ein besonderer geheimer Sinn liegen soll.

— Mistificiren, die Leichtgläubigkeit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften.

Mythologie, die Lehre von den Mythen der Alten, die heil. Dichtungs- oder Götterlehre; die fabelhafte Religion der Alten, besonders wie sie bei den Griechen und Römern gewöhnlich war, und deren Dichtungen bei den ersteren besonders, da sie vor allen fabelhaften Religionen der übrigen alten Völker durch vorzügliche Schönheit sich auszeichnen, für Dichter sowohl als bildende Künstler eine überaus glückliche Fundgrube geworden sind. In der neuern Zeit sind wohl über die Mythologie besonders folgende Werke der Empfehlung werth: Creuzer's »Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen«; und dann: »Briefe über die griechische Mythologie für Frauen,« von C. de la Motte Fouqué, Berlin 1812; unter den neuesten Werken aber J. A. L. Richter's »Phantasien des Alterthums, oder Sammlung der mythologischen Sagen der Hellenen, Römer, Aegypter und anderer oriental. Völker,« in 5 Theilen, Leipzig bei Voß, 1817—22.

Mytilene, sehr große, schöne, bevölkerte, reiche Stadt (Hauptstadt) mit 2 Häfen auf Lesbos, in der Nähe des Vorgebirges Malea; jetzt Metelino (Castro). In M. waren Sappho, Alkäos und Pittakos geboren. M. stand unter athenäischer Oberherrschaft, fiel aber im peloponnesischen Kriege 427 ab. Allein die Athenäer belagerten es unter Kleinippides, zwangen es nach hartnäckiger Vertheidigung zur Uebergabe, schleiften die Mauern, nahmen die Schiffe, tödteten 1000 Einw. In der Folge erholte sich M. wieder, erbaute neue Mauern und eine neue Stadt, von der alten durch einen Meeresarm getrennt, längs dem Ufer, in einer von Wein- und Olivenbergen begrenzten Ebene.

N, der 14. Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Ausstoßung der Luft durch den Mund und die Nase ausgesprochen wird. Zugleich ist er der 3. der sogen. Halblauter oder fließenden Buchstaben. Das in span. Wörtern vorkommende ñ lautet wie nj.

Nabis, ein spartan. König um 200 v. Chr., warf sich nach Machanidas Tode 197 v. Chr. zum Tyrannen von Sparta auf, einer der verworfensten Art. Er benutzte den geschwächten Zustand des unter sich getheilten Griechenlands, verband sich mit König Philipp von Macedonien und bemächtigte sich der Stadt Argos. Die Achäer, hierüber bestürzt, wendeten sich an Rom und baten den, eben, 195, nach Griechenland kommenden, römischen Feldherrn, T. Quintius Flaminius, um Hülfe. Auf erhaltenen Befehl vom Senat zog Quintius gegen N. zu Felde. Die äußerst drückenden Bedingungen desselben verwarf der Tyrann und traf Anstalten zur hartnäckigsten Gegenwehr. Flaminius wurde zwar zurückgeschlagen, drang aber endlich in Sparta ein. Da steckten die Lakedämonier den von den Römern besetzten Theil der Stadt in Brand und nöthigten diese zum schnellen Rückzuge. Gleichwohl ward N. zum Frieden unter den frühern harten Bedingungen gezwungen. Allein kaum hatte sich das römische Heer entfernt, als er mit Aetolien und König Antiochos von Syrien in Bündniß trat und aufs Neue feindlich gegen Achaja verfuhr. Zur See erhielt er 192 einige Vortheile gegen sie unter Archippos, wurde aber endlich von Philopömen geschlagen, worauf Lakonien 30 Tage durch den Sieger verheert und geplündert ward. N. suchte Hülfe bei den Aetoliern, von denen er etwa 1000 M. unter Alexemenos erhielt. Im Begriff, aufs Neue gegen Achaja zu kriegen, wurde er von Alexemenos bei einer Truppenmusterung ermordet, 191,

und zwar, wie es scheint, auf Befehl des ätolischen Bundes. Hierauf traten die Lakedämonier gezwungen in den achäischen Bund.

Nabob (eine Verfälschung von Nawaub, d. i. ein Abgeordneter) heißt in Hindostan der Statthalter über eine Provinz und Befehlshaber der Truppen (in sehr weitläufigen Provinzen wird er Subah genannt); eine Würde, die eigentlich in dem Reiche des Großmoguls von den Engländern in den, den Mongolen entrissenen Ländern, dem Namen nach, beibehalten wurde. Da sich beim Verfalle des mongolischen Reichs jene Statthalter durch Ansichreißung der Einkünfte außerordentlich bereicherten, so nannten nachher die Engländer auch einen Beamten der ostindischen Gesellschaft, der ungeheure Reichthümer in Indien erpreßt hatte, einen Nabob; wohl auch einen reichen herzlosen Schwelger.

Nabonassar, ein König von Babylon, mit dessen Regierungsantritt eine neue Jahrrechnung (aera Nabonassarea) anfängt, weil er an der Spitze der alten Regentenverzeichnisse steht, die man unter des Ptolemäus Namen besitzt. Man setzt ihren Anfang 747 v. Chr., nach Andern 746, oder noch höher hinauf.

Nachahmung. In subjectiver Hinsicht, wo gefragt wird, in wiefern der Künstler andre Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der sklavischen und von der kindischen Nachäffung, wie z. B. so viele neuere anakreontische Trink- und Liebeslieder. Der sklavische oder ängstliche Nachahmer ist der bloße Mann von Talent, der, ohne Genie, oft ohne Vermögen, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen zu unterscheiden, mit Mühe und Absicht irgend einem Vorbilde nachstrebt. Von dieser Art waren schon im Alterthum die meisten rhetorischen Stücke nach Untergang der alten Verfassungen. Der freie Nachahmer ist der Mann von Talent, der, von einem fremden Vorbilde begeistert, oft

ohne es zu wollen, den Geist desselben in seinen eignen Hervorbringungen aufnimmt. (s. Copie.) In der Musik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodische, in verschiedenen Stimmen auf einander folgende Sätze.

Nachdruck (in der Rede). Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, lassen sich unter folgende 4 Klassen bringen: 1) Wiederholung. 2) Verstärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht angemessen genug scheint; hierher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation). 3) Abbrechung (Aposiopesis), sei es, um durch befehlende Kürze zu imponiren, oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu sagen, es aber nur so weit sagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4) ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Lessing's »Nathan«, Schiller's »Fiesco«, Göthe's »Tasso« beweisen dies zur Genüge.

Nachschlag wird in der Musik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils überhaupt eine oder mehrere kleine Noten genannt, welche einer melodischen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeschlagen werden. Ihre Dauer wird von der Hauptnote abgezogen.

Nachsteuer, so viel als Abzugsgeld.

Nacht, in der Astronomie, der Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Sonne für den betreffenden Punkt unter dem Horizont verweilt. Dieser Zeitraum ist eben so verschieden in Hinsicht der Jahreszeiten als der Länder, welches von dem verschiedenen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche. Hingegen verursacht die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Aequator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur 2 Mal im

Jahre, und zwar um den 21. März und 23. Sept., die Tag- und Nachtgleiche ein. Die kürzeste und längste Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden, den 21. Juni und den 21. Dec. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen liegt. Unter dem Polarkreise giebt es ein Mal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein eben so langer Tag folgt.

Nacht (Mythologie), bedeutet in den Kosmogenien theils die Dunkelheit der Oberwelt im Gegensatz des Erebos, der Finsterniß der Unterwelt (daher ist sie bei Hesiodos Tochter des Chaos), theils die natürliche N., im Gegensatze vom Tage. Aus ihr entwickeln sich alle folgende Erzeugungen. Homer nennt sie die mächtigste unter den Göttinnen, der Zeus selbst Ehrfurcht erzeigt. Bei Orpheus ist sie Mutter der Götter und Menschen. Bei Hesiodos ist sie nicht Grundursache der Dinge, sondern Tochter des Chaos, Schwester und Gemahlin des Erebos, von dem sie Mutter des Tags und des Aethers wurde; aus sich selbst aber gebar sie das Schicksal (Moiros), das schwarze Verhängniß (Ker), die Parzen, die Nemesis, den Tod, den Schlaf, die Träume, die Hesperiden, den Betrug, die Klage (Momos), den nagenden Kummer (Oizys), das Alter, die Eris die Strafgöttinnen (Poinai), den Hunger, die Furcht, die Liebe, die Arbeit, den Krieg, Beleidigung durch unbesonnenes Reden (Ate), den Eid. Andere anders. Die Kunst bildet sie in langem, schwarzem Gewande, das Haupt mit einem schwarzen Schleier umhüllt, bisweilen auch mit schwarzen Flügeln auf einem zweispännigen Wagen in Begleitung der Sterne, oder auch den schwarzen, sternbesäeten, über das Haupt fliegenden Schleier mit der Rechten fassend und mit der linken eine Fackel

gegen die Erde kehrend, um sie auszulöschen. Immer findet man sie hehrer, jungfräulicher Schönheit, in voller Jugendkraft, als die nie alternde Erzeugerin der Dinge.

Nacht (gewaltige), nach dem Glauben der Türken diejenige Nacht, wo der Koran vom Himmel gekommen sein soll; wird gewöhnlich den 12. Juni gefeiert. — Die **heilige** Nacht heißt in der Kirchengeschichte die Nacht vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, in der die Christen der ersten Jahrh. zusammenkamen, um zu singen und zu beten. In der Osternacht taufte man die Katechumenen. Allerhand Mißbräuche entsprangen aus jener Nachtfeier, und die Kirche schaffte solche daher ab.

Nachtgleiche, s. Äquinoctium.

Nachtrab, s. Arrièregarde.

Nachtstücke, Gemälde oder Zeichnungen, in denen die Gegenstände nicht von der Sonne, oder dem Tageslichte, sondern von dem Monde oder Feuerschein beleuchtet, dargestellt werden. Diese Gemälde erfordern eine besondere Kunstfertigkeit. Die berühmte Nacht des Correggio ist hinsichtlich der trefflichen Beleuchtung der Gegenstände eines der ausgezeichnetsten Gemälde dieser Art, desgleichen die Gemälde des Niederländers Gottfr. Schalken u. a. mehr. Prof. Oldendorp in Pforta gehört jetzt mit zu den geachtetsten Malern von N.en.

Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacktes bezeichnet in der bildenden Kunst: 1) den von Kleidung entblößten menschlichen Körper. Von ganz vorzüglicher Wichtigkeit ist 2) das Nackte in der Malerei. Wenn das Nackte das Wesentliche ist in der Plastik, welche durch die Form den Geist darstellt, so ist die Malerei ihrer Natur nach, und weil sie durch Farben, folg-

lich mit sinnlichem Reiz darstellt, in der Darstellung des nackten Körpers beschränkt, und verhüllt an sich mehr diejenigen Theile, in welchen sich der Ausdruck des Geistes nicht unmittelbar darstellt (s. Pittoresk). Bei einem gesunden Menschen muß das Colorit der Wangen lebhaft roth, das der Brust, des Nackens, des Leibes, der Arme und Füße aber von zarter Weiße und scheinbar das Blut durchschimmernd sein. Da jedoch jeder Mensch meistens einen andern Farbenton, nach Maßgabe seines Alters und s. Constitution, hat; so sind diese Abstufungen in den Gemälden unendlich verschieden, und bei Kindern und jungen Frauenzimmern anders, als bei Männern, alten Frauen und Greisen. Titian war bisher der erste Meister in Darstellung des Nackten. Aber nicht bloß wegen des Colorits hat das N.e viel Schwierigkeit, sondern auch wegen der anatomischen Kenntnisse, welche zur richtigen Darstellung desselben gehören, indem der Künstler auch die verschiedene Spannung der Muskeln in den verschiedenen Lagen genau beobachten muß. Bes. ist dies bei den Werken der Bildhauerkunst unerläßlich. Eben so schwierig ist für den Maler und Bildhauer das Nackte, welches durch einen leichten Stoff durchschimmert.

Nadel (kalte), s. Kupferstecherkunst.

Nadelholz. Darunter versteht man solche Bäume, die statt der Blätter Nadeln oder Tangeln haben; daher es auch Tangelholz heißt (im Gegensatze von Laubholz, z. B. den Eichen, Buchen rc.): dahin gehören die Fichte, Tanne, der Lerchenbaum, Wacholder rc. Dann heißt es auch überhaupt ein aus solchen Bäumen bestehendes Gehölz, auch Harzholz, Pechholz; daher auch der Nadelort ein solcher Platz, wo nur Nadelholz wächst.

Nadeln. Bevor die Nadeln erfunden wurden und noch jetzt bei ungebildeten Völkern mußten und müssen Fischgräthen, zugespitzte

Knöchelchen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln im Gebrauch gewesen sein. Schon um 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche sich bloß von diesem Erwerbszweige nährten.

Nadelstich (Acupunctur). Die in Japan und China gebräuchliche Methode, durch den Nadelstich arthritische und rheumatische Uebel zu heilen, hat Kämpfer vor mehr als 100 Jahren bekannter gemacht; aber erst seit 10 Jahren ist sie in Frankreich und Großbritannien genauer untersucht und angewandt worden.

Nadir (das), der Fußpunkt, heißt in der Sternkunde der dem Zenith entgegengesetzte Punkt. Nämlich jeder Punkt, den man senkrecht über der Erdfläche am sogenannten Himmel annimmt, heißt das Zenith (Vertical- oder Scheitelpunkt) desjenigen, der sich da befindet; der diesem in der untern Halbkugel entgegengesetzte Punkt heißt Nadir. Jeder Mensch und jeder Ort der Erdfläche hat sein besonderes Zenith und sein besonderes Nadir und erhält, so wie er den Platz ändert, auch wieder andere.

Nadir Schah, s. Kulichan.

Nagelflühe wird ein in der Schweiz vorkommendes Gestein, ein zugerundetes Geschiebe genannt, das aus Kiesel, Schiefer u. a. Steinen zusammengesetzt und mittelst Kalkmasse fest zusammen gekittet ist; ganze Berge (z. B. der Rigi, Pilatus ꝛc.) und Hügel bestehen daraus und sie wird zu den Wacken gerechnet.

Nagelgeige (ital. violino di ferro), auch russische Geige, ist ein musikalisches Instrument (erfunden von dem Kammermusicus Wilde zu Petersburg), bestehend aus einem halbrunden, in Gestalt eines Hufeisens ausgeschnittenen Brette, auf welchem mehrere (12—24) bald längere, bald kürzere, eiserne Stifte eingeschlagen sind, welche

mit einem Violinbogen bestrichen werden und dadurch einen flageolet-ähnlichen Ton hervorbringen. — Ein ähnliches Instrument, Nagelclavier, erfand 1792 Träger zu Dessau, das, wie ein Clavier, mit Tastatur versehen ist, wo denn eiserne Stifte, in einen Stimmstock geschlagen, durch ein mit Geigenharz bestrichenes, vermittelst Schwungrades und Fußtrittes in Umtrieb gesetztes Band gestrichen werden. Der Umfang ist von 5 vollen Octaven und der Ton dem der Harmonica ähnlich.

Nagiaschi ist der Ehrentitel des Beherrschers von Abyssinien.

Naginabaat, baumwollene, ostindische Gewebe, welche sonst die holländische ostindische Compagnie von Surate nach Europa brachte.

Näherrecht, s. Retract.

Nahl, 1) (Johann August), Bildhauer, geb. 1710 zu Berlin, bildete sich unter Schlüter, bereis'te Frankreich, Italien und die Schweiz und wurde 1755 Professor an der Kunstakademie zu Kassel, wo er 1781 starb. 2) (Johann August), jüngster Sohn des Vor., geb. den 7. Jan. 1752, ein vielseitig, durch s. Aufenthalt in Frankreich und Italien gebildeter Künstler; war seit 1815 Director der Klasse der Malerei bei der Akademie zu Kassel und erhielt den Preis bei Göthe's Aufgaben in den Jahren 1799, 1800 und 1801; st. am 31. Jan. 1825.

Nahrungslosigkeit ist die in einer Gemeinde od. in einem ganzen Lande eingerissene Schwierigkeit für die arbeitenden Klassen, sich die nöthige Nahrung zu verschaffen. Ihr Dasein deutet immer auf eine Störung des natürlichen Verhältnisses in der Volkswirthschaft (Nationalökonomie), deren Zweck sein soll, jedem Mitgliede der Gesammtheit für Arbeit (productive Kraftanstrengung) Genuß zu geben. Sie ist oft sehr drückend, selbst einem civilisirten Volke. In Ge-

meinden kann sie entstehen, wenn die Hauptnahrungsquellen versiegen, oder Unglücksfälle, Kriegsüberzüge, Etappen u. s. w. solche heimsuchen. Solche Schicksale trafen die Residenzen kleiner deutschen Souveraine in der Periode der Mediasationen und Säcularisationen, oder solche Städte, denen man eine durchgehende Straße, oder Institute, durch welche sie blüheten, entzog. Fabrikstädte können oft schnell nahrungslos werden und sich dagegen lange erhalten, oder leicht erholen, selbst nach den größten Erschütterungen des Wohlstandes. Reiche, an Luxus gewöhnte Völker haben stets eine zahlreiche Armuth, die aber doch darum nicht nahrungslos ist, wenn in den arbeitenden Klassen Betriebsamkeit herrscht. Spanien wurde nahrungslos durch den Verlust seiner meisten Colonien, doch führt vielleicht dieser Verlust sein Volk zur Arbeitsamkeit, welche Spanien früher fehlte; die Niederländer wurden gleichfalls durch die große Verarmung im Mittelstande, welche die Napoleonische Reduction der verzinslichen Staatsschuld auf $\frac{1}{3}$ herbeiführte, nahrungslos. Eine schwache Bevölkerung kann sich auf einem dürftigen, nicht urbaren Boden oft nur kümmerlich ernähren und eben so, wenn der reiche Boden wenige Grundeigenthümer zählt. Sicherer wirken Verminderung der Abgaben, Erleichterung der Communicationen durch Anlegen von Chausseen und Kanälen, Aufhebung der Monopole, Frohnen, der Leibeigenschaft und anderer, besonders dem Landbau Fesseln anlegender Institute, Beförderung und Aufsuchung neuer Nahrungsquellen und Hebung der früherhin ergiebigen, jetzt gesunkenen Industriezweige der N. entgegen, als Prohibitivsysteme, Zölle und dgl., die zwar von Manchen auch empfohlen werden, jedoch nur den Landescassen ersprießlich, den Unterthanen aber mehr verderblich als nützlich sind; doch werden die Folgen solcher Maßregeln oft erst nach Jahrzehnten zu bemerken sein. Vgl. Crumpe, »Ueber die besten Mittel, dem Volke Arbeit und Ver-

dienst zu verschaffen« (aus dem Engl., Lpz. 1796); L. F. v. Meseritz, »Ueber die gegenwärtige Volksnoth in Deutschland und die Mittel zu deren Abhülfe« (Stuttgart 1822).

Nahum, einer der sogen. 12 kleinen Propheten, dessen Gesang die Zerstörung Ninive's zum Gegenstande hat, die er in einem geschichtlichen Gemälde, mit poetischen Farben ausgeschmückt, zu schildern scheint.

Najaden, Najades od. Naiides (aus dem Griech. von ναω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen, welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleineren Landgewässer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hatte, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht unserer sogen. Wassernixen herrschen, besonders darin, daß Beide zuweilen einen schönen Gegenstand (so die Najaden den Hylas) entführen. Man stellt sie als reizende Mädchen dar, das Haupt mit Schilf bekränzt und auf Urnen liegend, aus welchen Wasser strömt.

Nairen sind bei den Hindus die Edelleute und Krieger und die dritte Kaste, oder Volksklasse. Sie sind tapfere Soldaten, gehen, bis auf einen Gürtel um den Unterleib, nackt, geschmückt mit goldenen oder silbernen Armbändern und lassen sich die Nägel, zum Zeichen ihrer Würde, lang wachsen. Sie genießen besonders das Vorrecht, bei den Weibern der geringern Klasse ungestört Besuche ablegen zu dürfen.

Naiv (franz. naïf), angeblich entstanden aus dem lat. nativus (angeboren, natürlich, ungekünstelt, im Gegensatz von gemacht, erworben, erkünstelt) und dem im Mittelalter daraus corrumpirten Worte naïvus, durch das daraus gebildete französ. Wort naïf ins Deutsche übergegangen; wird, im modernen Sinne, bloß auf Empfindungen, Gedanken, Reden, Handlungen bezogen, die den herrschenden, dem bloßen Conventionellen widerstreiten; so daß **Naivetät** (naiveté)

den Ausdruck dieser Empfindungen ꝛc. einer das Conventionelle nicht kennenden, oder sich nicht darein fügenden, oder sich eben vergessenden Person bezeichnet. Naivetäten, wenn sie gefallen und wohl belachenswerth, nicht aber lächerlich sein sollen, müssen der natürliche Ausbruch einer kindlichen Unschuld und Unbefangenheit sein, da, wo sie nicht erwartet wird (z. B. des heirathslustigen Mädchens 14 Jahr und 7 Wochen bei Gellert). Gesuchte Naivetäten erregen Ekel, zumal da das N. gerade im Contraste, wie mit der Convenienz so mit der Erkünstelung steht und bei dem Blicke aus der Convenienz zur Unschuld der Kindheit hin, Rührung bewirkt, wodurch in naiven Gesinnungen und Handlungen die schlichte Natur über Weltklugheit und Abgeschliffenheit triumphirt. Zum Theil sind auch die irischen Bulls naiv.

Namen. Die Griechen hatten Einen N. (was bei uns Zuname ist), keinen Geschlechts- oder Familienamen; dieser N. war hergenommen von Vorfahren, Helden, Göttern (z. B. Apollonios), Thieren, Eigenschaften ꝛc. Bei den Römern führte gewöhnlich Jeder 3 Namen: einen Vornamen (praenomen, die Bezeichnung des Individuums), den Geschlechtsnamen (nomen) und den Familiennamen (cognomen). Bisweilen kam noch ein Zu- oder Beiname hinzu, welcher von glänzenden Thaten oder merkwürdigen Ereignissen entlehnt wurde. Das Pränomen wurde vorangesetzt und gewöhnlich mit einem oder zwei Buchstaben geschrieben, z. B. A. Aulus; C. Cajus; L. Lucius; M. Marcus; P. Publius; Q. Quintus; T. Titus; Ap. Appius; Cn Cnejus; Sex. Sextus u. a. m. Dann folgte das Nomen, z. B. Cornelius, Fabius, Julius (aus dem Geschlechte — gente — der Cornelier, Fabier, Julier). Zuletzt kam das Cognomen, z. B. Cicero, Caesar, Scipio u. A. In dem Namen M. Tullius Cicero ist M. das Pränomen, welches ihn von s. Bruder Quintus unterschied, Tullius das Nomen, welches sein Geschlecht,

gens, und **Cicero** das Cognomen, welches s. Familie anzeigte. Beispiele von Beinamen (**agnomen**) sind **Africanus** und ähnliche. — Bei den Deutschen und andern verwandten Völkern waren die Geschlechtsnamen unter dem Bürgerstande vor dem 14. Jahrh. wenig üblich. Jeder führte nur s. Taufnamen. Die älteste Art, verschiedene gleichnamige Personen zu unterscheiden, bestand darin, daß man ihrem Namen den väterlichen hinzufügte; daher stammen viele englische, dänische und selbst deutsche Namen, die sich auf son, sohn, sen endigen, z. B. Johnson, Williamson, Thorwaldson, Wilmsen (d. i. Wilhelmssohn). Hierher gehören ohne Zweifel auch die auf i sich endigenden Taufnamen (die lateinische Genitivendung), welche häufig als Geschlechtsname vorkommt, z. B. Augusti (**Augusti filius**). Gleichen Ursprung hat die Endung ez der spanischen Namen, z. B. Fernandez, Rodriguez, d. i. Ferdinand's, Rodrigo's Sohn. — Den Araber nennt Niemand bei s. eignen N. Hat z. B. Jemand, dessen Vater Hali hieß, den Namen Zoar, so wird er Ebn Hali (Hali's Sohn) und s. Sohn Ebn Zoar genannt. — Mit dem Lehnwesen kamen neue Namen auf, die von Ortschaften, womit ein Adeliger belehnt wurde, oder überhaupt von den Lehnverhältnissen hergenommen waren. Der Adel hatte daher überall weit eher als der Bürgerliche Geschlechtsnamen. Eine andere Klasse von Geschlechtsnamen entstand bei Bürgerlichen von Aemtern, Geburtsländern, z. B. Hauptmann, Schulze, Franke, Schwabe. Ferner, und besonders bei der untern Volksklasse, von Gewerben, wie Schmidt, Müller, Fischer; oder von Hausschildern, wie König, Herzog. Auch gaben zuweilen auffallende äußere Auszeichnungen Anlaß zu Necknamen, die später forterbten, z. B. Roth, Fuchs, Lange, Breitkopf. In Deutschland kamen die Geschlechtsnamen unter den Bürgerlichen erst im 17. Jahrh. in allgemeinen Gebrauch. S. Wiarda, »Ueber deutsche Vor- u. Geschlechts-

namen« (Berl. 1800); Euseb. Salverde's »Essai historique et philosophique sur les noms d'hommes, de peuples et de lieux, considérés principalement dans leurs rapports avec la civilisation« (Paris 1824, 2 Bde.). J. M. Fleischer's »Onomatologie, oder lateinisches Wörterbuch unserer Taufnamen« (Erlangen 1824). — Das Annehmen falscher Namen und Eigenschaften und die Vorspiegelung unwahrer Verhältnisse ist zwar Betrug, ein strafbarer aber nur dann, wenn die Absicht vorliegt, entweder Vorzüge zu genießen, die man nicht hat, oder Andern schaden zu wollen. Wird der Name Anderer gemißbraucht, vornehmlich wenn er bei unsittlichen oder schimpflichen Handlungen zur Abwendung eigener Schande und eignen Nachtheils angegeben wird, ist als Injurie zu ahnden; die Strafe richtet sich dann nach dem Stande der Person, für die sich der Betrüger ausgibt, nach dem Orte, wo er sich den falschen N. und Stand gab und nach der Beschaffenheit, Absicht und Größe des unerlaubt gezogenen Vortheils und besteht in körperlicher Züchtigung, Gefängniß, Geldbuße und Zuchthaus auf mehrere Jahre.

Namur, 1) niederländische Prov. zwischen Lüttich, Luxemburg, Frankreich, Hennegau u. Südbrabant; 61 □M. groß, mit 189,200 Ew. Darin der Ardennenwald, die Flüsse: Homme, Lesse, Maas, Sambre; Bergbau auf Braunkohlen, Blei, Eisen, Galmei, Kalkstein, Marmor; Ackerbau, Viehzucht, Papiermühlen, Lederfabriken und Handel mit Mastvieh, Wolle, Tabak, Eisen-, Kupfer- und Messingwaaren. Die Provinz ist in 3 Bezirke: Namur, Dinant und Philippeville getheilt. 2) Hauptstadt der Provinz, am Einflusse der Sambre in die Maas; 1900 H. 17,000 Ew. Citadelle, Bisthum, Sohlleder-, Gewehr-, Messer- und Mennigfabriken, Kupfer-, Eisen- und Messinghütten, Glashütte, Messingdrahtzüge.

Nancy, 1) Bezirk im französ. Depart. Meurthe; 19 □M.

groß, mit 115,000 Ew. 2) Hauptstadt des Departements und Bezirks, an der Meurthe, besteht aus der Alt- und Neustadt, 2 Vorstädten, Citadelle, 6000 H. 29,150 Ew. Akademie, Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, Bibliothek, Gemäldesammlung, Bisthum, Seiden- und Wollenzeugmanufakturen, Strumpf-, Handschuh-, Fayance-, Tabaks-, Lichte- und Papierfabriken, Handel mit Getreide und Wein.

Nangasaki, Stadt an der Bai Kiusju, auf der japanischen Insel Kiu-Siu, besteht aus der innern Stadt u. den Vorstädten. Die Chinesen haben in der Vorstadt Jakujin, die Niederländer auf der Insel Desima Niederlassungen, welchen beiden Nationen der Handel nach Japan, aber nur nach Nangasaki gestattet ist. Viele Manufakturen, Ueberfluß an Waaren.

Nänia (Nänie) war bei den Römern eine Göttin, welche sie vorzüglich bei Begräbnissen alter Personen anriefen, die auch besonders unter ihrem Schutze standen. Daher hießen nun auch Nänien die Trauerlieder, welche bei Leichenbegängnissen zum Lobe der Verstorbenen, meistens von dazu bestellten Weibern, angestimmt wurden. Da nun diese Lieder gewöhnlich schlecht ausfielen, so pflegte man auch jedes gemeine, schlechte Lied oder jede Posse Nänien zu nennen; ja zuletzt nannte man selbst Wiegenlieder so.

Nanking (Nanquin), ein ostindischer, baumwollener, glatter Zeuch von gelblicher, auch röthlicher Farbe, hat seinen Namen von der Stadt Nanking in China. Jetzt wird er in allen Staaten, woselbst baumwollene Waaren verfertigt werden, nachgeahmt. Die Baumwolle, welche zu diesem Zeuche verarbeitet wird, ist von Gossypium religiosum L. Die Farbe derselben ist die natürliche und daher auch echt. Der in Europa verfertigte N. ist gewöhnlich feiner von Gespinst, wird aber aus weißer Baumwolle bereitet und gefärbt, wes-

halb seine Farbe verbleicht. In der Schweiz druckt man verschiedene Farben und Muster darauf und schickt viel davon nach Amerika.

Nanking (Nang-kin, Kiang-ning-fu), chinesische Hauptstadt der Prov. Kiang-nan, ehemalige Residenzstadt, an der Mündung des Yang-tse-kiang, hat mit den Vorstädten an 4 Meilen im Umfange, 100,670 H., 22,000 Thürme, 12,000 Tempel und 800,000 Einw. Darin der 200 Fuß hohe Porzellanthurm, mit 9 Stockwerken, 884 Stufen und grün lackirten Dachziegeln. Viele Fabriken und Manufakturen in Atlas, seidenen und baumwollenen Zeuchen, Papier, Porzellan, Lack u. a.; Handel, Bibliothek, medicinische Akademie.

Nannini (Agnolo), auch Firenzuola (nach s. Familienstammorte) genannt, berühmter Schriftsteller, geb. 1493 zu Florenz. Seine Werke, die nach s. Tode erschienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satyre und Zügellosigkeit geneigten Geistes; sie sind theils in Versen, theils in Prosa; vollständigste Ausgabe, Florenz 1763.

Nantes, 1) Bezirk im französ. Departem. Niederloire; 35 QM. groß, mit 190,000 Ew. 2) Hauptstadt des Departements und Bezirks, 10 Meilen weit von der Mündung der Loire, an der Erdre und Cozinne; 5 Vorstädte, festes Schloß, 13,000 H. 82,750 Einw. Bisthum, königl. Collegium, Schifffahrtsschule, Bibliothek, naturhistorische Sammlung, Gemäldesammlung, botanischer Garten, Gesellschaft des Ackerbaues, des Handels und der Künste; Kattun-, Tuch-, gedruckte Leinwand- und Wollenzeugmanufakturen, Seilerarbeiten, Spinnmaschinen, Zuckerraffinerien, Porzellan-, Fayance-, Pfeifen-, Leder- und Hutfabriken, Stückgießerei, Glashütten, Hafen Paimboeuf, Schiffbau, Schifffahrt, Fischerei, Wallfischfang, Handel.

Napäen, s. Nymphen.

Naphtha. 1) Vitrioläther. 2) Der flüssige, weißes Erdöl, der aus Kohlen- und Wasserstoff besteht und aus Spalten und Klüf-

ten mancher Gebirgsarten, auch aus der Erde quillt, theils zugleich mit Wasser.

Napier oder Naper (John), (auch Neper), Baron von Marchiston in Schottland, wurde daselbst 1550 geb., erhielt eine sorgfältige Erziehung, machte, nach vollendeten Studien zu St. Andrews, eine große Reise durch Europa und beschäftigte sich auch nach der Zurückkehr angelegentlich mit Mathematik. N. ist bes. als einer der Erfinder der Logarithmen bekannt, auch wegen s. Angabe der nach ihm benannten Naperschen Stäbe (Bacilli Nepperiani) und st. zu Marchiston 1618. Die vornehmsten Schriften sind: »Mirifici logarithmorum canonis constructio etc.,« Edinb. 1614, 4., vermehrt ebend. 1618, auch Leyden 1620, 4.; »Trigonometria britanica,« Gouda 1633, Fol.; »Arithmetica logarithmica Vlaccii,« ebend. 1628, Fol.; »Rhabdologia s. numerationis per virgulas libri II, Edinburgh 1617, auch Leyden 1626 und 1628. Auch hat man von ihm: »Commentarius in apocalypsin,« Edinburgh 1593, London 1611, auch französisch und holländisch übersetzt, auch deutsch, Frankf. a. M. 1616 und mehrm., zuletzt Gera 1661, 4.

Napoleon, s. Bonaparte Napoleon.

Napoli di Romania oder Nauplia, Hauptfeste des Peloponnes, liegt an der Ostküste auf einer schmalen Halbinsel, am Meerbusen von Nauplia, hat mehrere griechische Kirchen (sonst auch Moscheen), Synagoge, Erzbischof, guten Hafen mit enger Einfahrt, zur Türkenzeit 6000 Ew., die einen ausgebreiteten Handel treiben. Das neue N., das etwas südlich von dem alten liegt, wurde 1205 von den Venetianern und Franzosen eingenommen. Im 14. Jahrh. herrschte zu N. eine Despotie, von französischer Abkunft, die letzte dieses Stammes heirathete den Venetianer Pietro Cornaro, und als dieser 1383 starb, überließ die Witwe Argos und Nauplia an Venedig,

das es bis 1539 behauptete, dann aber den Türken abtrat. 1686 nahm General Königsmark unter Morosini's Oberbefehl den Berg Palamides und zwang die Stadt, sie von da beschießend, zur Capitulation. Die Venetianer befestigten sie nun nach Vaubanscher Weise, und zogen den Berg Palamides als Fort mit in die Befestigung, verloren N. aber, wie ganz Morea, 1715 an die Türken. Seit 1821 ward N. durch die Bobolina zur See, durch Demetrius zu Lande blokirt, doch mißlang ein Sturm auf den Platz im December. Im Juni 1822 hatten die ausgehungerten Türken bereits capitulirt und sich zu ergeben versprochen, wenn nicht binnen 40 Tagen Hülfe käme, doch entsetzte Drama Ali Pascha, in Morea eindringend, auch N. Anfangs Augusts. Aber nach dessen Niederlage ward N. wieder enger eingeschlossen und endlich so ausgehungert, daß fast die ganze Besatzung des Palamides in die Stadt hinunterstieg, um Lebensmittel zu suchen. Dies erfuhren die Griechen und besetzten den Palamides ohne Widerstand. Bald (am 22. Dec. 1822) capitulirte auch die Stadt; die Besatzung und die Einwohner erhielten freien Abzug, die Vorräthe (u. a. 300 Kanonen) blieben zurück. Am 30. April 1823 versammelte sich der erste ordentliche griechische Congreß zu N., 1824 wurde die griechische Regierung dorthin verlegt und am 8. Oct. 1824 die 3. Sitzung des gesetzgebenden Körpers dort gehalten. Nach der Landung Ibrahim Pascha's mit den Aegyptern war Nauplia sein Hauptstreben. Bei den Mühlen vor dieser Stadt (25. Juni) geschlagen, mußte sich Ibrahim zurückziehen; doch am 12., 14. u. 20. Juli besiegte er die Griechen unter Kolokotronis. Nauplia wurde wiederum der Sitz des Parteienhasses. Die Sulioten, welche das Schloß Palamidi besetzt hielten, beschossen (im Oct. 1826) das Schloß Bustizzi, wo die Regierung sich befand, die am 6. Dec. ihren Sitz auf die Insel Aegina verlegte. Zwar versammelte sich der hellenische Congreß,

der zu Trözen (9. April 1827) den Grafen Capodistrias auf 7 Jahre zum Präsidenten ernannt hatte, den 19. Mai wiederum in Nauplia; allein die Besatzung des Palamidi empörte sich wegen rückständigen Soldes, und die provisor. Regierung verließ (28. Aug.) abermals N., um sich nach Aegina zu begeben. Schon rüstete sich Ibrahim, um Nauplia zu erobern, als die Seeschlacht bei Navarin (20. Oct.) diesen Plan vereitelte und Griechenland rettete.

Narcissus, der Sohn des Flusses Cephissus und der Nymphe Liriope, ein schöner Jüngling, in welchen sich die Nymphe Echo verliebte, aber keine Erhörung fand. Zur Strafe verliebte er sich, als er einst seine eigene Gestalt in einem Brunnen erblickte, in sich selbst so sehr, daß er über dieser Leidenschaft verging. Er wurde nachher in eine Blume verwandelt, die von ihm den Namen führt. Auch pflegt man einen in sich selbst verliebten Geck so zu nennen.

Nardini (Pietro), geb. zu Livorno 1725, einer der ersten Violinisten seiner Zeit (Schüler des berühmten Tartini), der 1763 den Hof des Herzogs von Würtemberg zu Stuttgart und die damaligen großen musikalischen Feste daselbst verherrlichte. Er ging nachher nach Livorno, ward 1770 Kammermusikus zu Florenz u. st. hier 1796.

Narkotisch, betäubend (von ναρκοω). Die Wirkung der narkotisch-giftigen Pflanzen ist nicht gleichförmig; manche wirken geradezu betäubend und störend auf das Nervensystem, wie das Bilsenkraut, der Schierling; andere wirken zuerst auf das Blutsystem und selbst auf das Gehirn erregend und hinterher oder nur in größern Gaben erst betäubend, wie das Opium. Manche narkotische Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andere heftige convulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkührlichen heftigen Lachen; andere machen die Menschen toll und rasend, andere versetzen sie in stille Verzückungen; auf alle aber folgt

endlich Lähmung und gänzliches Absterben der angegriffenen Nerven. Die Anwendung narkotischer oder nervenbedeutender Arzneimittel als schmerzstillender Mittel bedarf daher der größten Vorsicht.

Narr bezeichnet 1) einen Menschen, der durch lustige Streiche, Reden und Possen sich vor Andern auffallend macht, z. B. Hofnarr, Schalksnarr. In einem engern Sprachgebrauche bezeichnet Narr 2) einen Menschen, der des Gebrauchs seiner Vernunft gänzlich unfähig ist und ist dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnsinniger. Wer sein Vermögen nicht zu Rathe hält und es leichtsinnig verschwendet, ist ein Thor; wer aber sein Geld zum Fenster hinauswirft, ist ein Narr. Weil Narrheit sich selbst zur Schau stellt und Jedermann sich Verstand genug zutraut, die Narrheit eines Andern als eine ungehörige Handlung zu erkennen; so unterliegt auch jede N. von allen Seiten her dem Tadel. Da aber Niemand, der nicht durch eigene Lebensverhältnisse mit dem enger verflochten ist, dessen Handlungsweise sich als Narrheit ausspricht, gewöhnlich und wesentlich dadurch leidet; so erregt sie im Allgemeinen weniger (wie die Thorheit) Indignation, als vielmehr Spott und Lachen, indem Jeder zugleich, in dem Gefühl, auf einer höhern Staffel von Verständigkeit zu stehen und über eine N., wie sie sich eben darstellt, erhaben zu sein, eine Befriedigung seiner Selbstliebe findet. Nichts ist daher auch mehr die Zielscheibe des Witzes, als ein narrenhaftes Benehmen eines Menschen, gleichwohl aber nichts gewöhnlicher, als daß die, welche sich in Gegenstellung zu einem als Narren sich Darstellenden ihrer eignen Klugheit erfreuen, von Andern, die gleichem Selbstdünkel sich hingeben, ebenfalls der Narrheit, nur in anderer Weise, beschuldigt werden. In diesem Sinne hat man die Welt schon längst ein großes Narrenhaus genannt, indem Jeder, wenigstens von Zeit zu Zeit, ohne es selbst zu vermerken, einer Art von N. unterliegt, so wie auch aus gewöhnlichen

Erfahrungen selbst die Lebensmaxime abstrahirt worden ist, daß Jedermann der Welt eine N. schuldig sei. Indessen findet doch auch öfters ein Benehmen, oder eine Handlung, die von der Mehrzahl als N. erklärt wird, Billiger und Nachahmer; und auf diese Wahrnehmung gründet sich das bekannte Sprichwort: daß ein Narr zehn macht. Unendlich sind die Richtungen, in denen die Menschen, wenn sie solche einseitig verfolgen, im Leben Andern als Narren sich preisgeben, so wenig sich auch dies Jeder leicht eingesteht, und so sehr es ein Ehrenpunkt im conventionellen Leben ist, nicht dafür bei Andern zu gelten. Eine Menge mit N. zusammengesetzte Wörter, wie: Bücher-, Mode-, Putz-, Weiber-, Kinder-, Blumennarr u. a. haben hiernach ihre Entstehung erhalten. Ueberhaupt läßt Alles, was sich in dem gedachten Sinne als N. darstellt, sich unter 4 Klassen stellen: a) Verfolgung von Zwecken, die der Mühe nicht werth sind, die man sich darum gibt, u. über die man wichtigere Lebenszwecke verabsäumt; b) Verfolgung an sich guter Zwecke, wozu aber die geeigneten Mittel fehlen; c) falsch angewandte Mittel zu Erreichung eines an sich guten Zwecks und mit Nichtbenutzung dargebotener leichter und sicherer zum Zwecke führender Mittel; d) Verabsäumung, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die die Erreichung des beabsichtigten Zwecks unmöglich machen; vgl. Geckenhaftigkeit, Possenreißerei.

Narrenfeste, vermuthlich ein Ueberbleibsel der alten römischen Saturnalien, waren Feste, welche zum Aerger aller Vernünftigen, in dem Mittelalter in mehren europäischen Ländern, besonders in Spanien und Frankreich, um Weihnachten und Neujahr gefeiert wurden, wo die untern Kirchendiener einen aus ihrer Mitte zum Abt oder Bischof weihten, der dann alle gottesdienstliche Handlungen, jedoch unter den lächerlichsten Formalitäten und Possen, verrichtete, selbst dem Volke in unsinnigen Formeln den Segen ertheilte 2c. 2c.

Ausschweifungen aller Art wurden dabei eben so, wie beim Eselsfeste begangen, und die Abschaffung, trotz aller Verbote, erfolgte erst zu Ende des 16. Jahrh.

Narrengesellschaft, Narrenorden, soviel wie Geckenorden. Auch hieß noch eine andere, die sogen. Babinische Republik, so, von einem Herrn zu Babine (in Polen) gestiftet, wo man gewisse üble Gewohnheiten lächerlich zu machen suchte, indem man diejenigen, die z. B. mit ihrer Tapferkeit prahlten, oder beständig von Hunden, Jagen u. dgl. sprachen, zum Kronfeldherrn, zum Kronjägermeister rc. ernannte.

Narrenkappe, } s. Hofnarren.
Narrenkolben, }

Narrenschiff, s. Brandt (Sebastian).

Naruszewicz (Adam Stanislaus), Dichter und Historiker, geb. 1733; stammte aus einer alten Familie Lithauens, trat in den Orden der Jesuiten und ward, nach einer Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich, Vorsteher des Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach der Aufhebung der Jesuiten erhielt er vom Könige den Auftrag, eine Geschichte der ersten Theilung Polens zu schreiben. Leider kam, mancherlei Verhältnisse wegen, dies Werk nicht zu Stande. Doch zeigte sich hierbei sein ausgezeichnetes Talent; er schrieb in königlichem Auftrag eine Geschichte der polnischen Nation (Warschau 1786, Fol., 1803, Thl. 2 — 7, ist ganz im Geiste des Tacitus geschrieben, leider aber nicht vollendet. Der 1. Bd., der die ungewisse erste Geschichte Polens enthalten sollte, ist nie erschienen). Er st. 1796 in einem hohen Alter aus Gram über Polens Schicksal und hinterließ an 360 Bde. Manuscripte, deren größter Theil von ihm wenigstens selbst verfaßt, der andere durchgearbeitet worden war, als Materialien einer größern künftigen Geschichte Po-

lens. Auch als Dichter ist N. ausgezeichnet; vorzüglich sind s. Idyllen trefflich. Auch eine sehr gute Uebersetzung des Tacitus hinterließ er, 4 Bde., Warschau 1775; schrieb noch: »Leben des lithauischen Feldherrn Karl Chodkiewicz«, 2 Bde., Warschau 1805; »Tauryka, oder Geschichte der Tartaren,« alles in polnischer Sprache.

Narwa, befestigte Stadt im russischen Gouvernement Petersburg, unweit des Einflusses der aus dem Peipussee kommenden Narowa in den finnischen Meerbusen; 460 H. 3650 E. Nagelfabrik, Sägemühlen, Hafen, Schifffahrt, Seehandel mit Getreide, Holz, Flachs, Hanf, Seesalz, Talg u. a.

Nase, s. Geruch.

Naso, s. Ovid.

Nassau 1) (Geogr.), Herzogthum im westl. Deutschland; gränzt gegen O. an das Großherzogthum Hessen, Hessen-Homburg, Frankfurt und Kurhessen, gegen S. an das Großherzogthum Hessen, von dem es durch den Rhein und Main getrennt wird, gegen W. und N. an die preußischen Provinzen Niederrhein und Westphalen, und ist 93⅔ QM. groß, mit 340,300 E. Darin der Westerwald und die Homburger Höhe, oder der Taunus, und die Flüsse: Rhein, Main, Lahn, Sieg; Weinbau, Ackerbau, Bergbau auf Silber, Blei, Kupfer, Eisen u. a. Mineralien; Essig-, Papier- und Tabaksfabriken, Leinenwebereien, Handel mit Wein, Obst, Wolle, Eisen, Kupfer und Mineralwasser. Der Herzog hat die oberste Landesregierung, an der Gesetzgebung und Besteuerung aber haben Landstände einen bestimmten Antheil. Die Landeseinkünfte betragen jährlich 1½ Million Gulden; die Landesschulden an 5 Millionen Gldn. Zum deutschen Bundesheere werden 3028 Mann gestellt. Das Land ist in 3 Regierungsbezirke und diese in 28 Aemter getheilt. Die Aemter sind: Braubach, Diez, Dillenburg, Eltville, Hachenburg, Hadamar, Her=

born, Hochheim, Höchst, Idstein, Königstein, Langenschwalbach, Limburg, Marienberg, Meudt, Montabaur, Nassau, Naståtten, Reichelsheim, Rennerod, Rüdesheim, Runkel, St. Goarshausen, Selters, Usingen, Wehen, Weilburg und Wiesbaden. Die Hauptstadt ist Weilburg, die Residenz Biberich. In dem Herzogthume liegen folgende Standesherrschaften: ein Theil des Fürstenthums Wied, die Herrschaft Holzapfel, Schaumburg und Westerburg und die Besitzungen des Grafen Bassenheim. — 2) (Gesch.) In den Ländern zwischen dem Rhein, dem Main und der Lahn wohnten zur Römerzeit erst die Mattiaken, darauf die Alemannen, nach deren Ueberwältigung durch Chlodwig 496 bei Zülpich, diese Gebiete zum fränkischen, und seit der Theilung von Verdun 843 zum deutschen Reiche gehörten. Sie wurden in Gaue getheilt und durch Grafen regiert, die im Namen des Kaisers die Rechtspflege und Polizei verwalteten. Neben den Grafen waren auch in diesen Gauen noch große freie Gutsbesitzer, die sich durch Erwerbung kaiserlicher Lehne, als diese erblich wurden, nach und nach vergrößerten und durch allmählige Gewinnung der Landeshoheit über ihre Erbgüter sich zu Dynasten emporschwangen. Solche Dynasten waren auch die Grafen v. Laurenburg, begütert am Rhein, am Main, an der Sieg und an der Lahn und angeblich mit dem salischen Kaiserhause verwandt. Die Genealogie der ersten Grafen von Laurenburg, zufolge deren ein Graf Eberhard genannt wird, dessen Urenkel Walram durch seine Söhne Walram II. und Otto Stammvater der Häuser N. und Geldern gewesen sein soll, ist zweifelhaft; mit größerer Sicherheit werden Ruprecht I. und Arnold I., die 1124 vorkommen, als die ersten historisch gewissen Grafen von Laurenburg angenommen. Ruprechts Sohn, Walram, und Arnolds Söhne, Ruprecht II. und Heinrich I., nahmen das Schloß N. vom Erzbischof Hillin von Trier zu Lehn; seitdem hießen sie und

ihre Nachkommen Grafen von N. Das nassauische Gebiet erhielt 1185 nach Aussterben der Grafen von Arnstein durch die Voigteien über Arnstein, Ober- und Nieder-Lahnstein, Koblenz und Pfaffendorf einen beträchtlichen Zuwachs. Walram, der sich unter Konrad VI. im Kriege auszeichnete u. nebst Ruprecht II. mit Kaiser Friedrich nach dem heiligen Lande zog, besaß nach Aussterben seiner Vettern 1195 sämmtliche nassauische Gebiete. Er hielt bereits einen eignen Hofstaat mit Marschall und Truchses, und gehörte daher schon zu den wichtigern Dynasten des Reichs; st. 1198. Seine Söhne, Heinrich II. und Ruprecht III. regierten gemeinschaftlich bis 1224; von da an Heinrich II. Alles allein bis an seinen Tod 1250. Er baute die Burgen Dillenburg u. Ginsberg, trat dem Erzbischof von Köln 1224 die Hälfte von Siegen ab, nahm dagegen in einer Fehde den Erzbischof von Trier gefangen und begleitete Kaiser Friedrich II. nach Palästina. Seine Söhne Walram und Otto, die 1255 gemeinschaftlich regierten, waren Stifter der 2 Hauptlinien, wovon die Walramische gegenwärtig das Herzogthum N. besitzt, die ottonische aber in der königl. niederländischen Dynastie fortblühet. Sie theilten ihre Besitzungen so, daß die Lahn Gränze ward; doch N. mit den dazu gehörigen Orten, die Grafschaft Einrich, das Einlösungsrecht der Pfandschaften und das Schloß Laurenburg blieben gemeinschaftlich. Walram erhielt, was auf der linken, Otto, was auf dem rechten Lahnufer lag. I. Walramische Linie. Adolph, Walrams II. Nachfolger, von 1289 — 1298, wurde 1292 römischer König. Seine Absicht, die Königswürde zur Vergrößerung seiner Hausmacht zu benutzen, mißlang. Vortheilhafter für diesen Regentenstamm war es, daß seine jüngern Söhne hohe geistliche Würden bekleideten und mehrere davon den erzbischöflichen Stuhl zu Mainz bestiegen. Diese wandten ihrem Stamme beträchtliche geistliche Lehne zu. Auch trug es zum Wachs-

thum der Besitzungen dieser Dynastie bei, daß mehrere Mitglieder derselben den Kaisern als Feldherren oder Hofrichter dienten, und dafür mit Gütern belehnt wurden. Adolphs Sohn, Gerlach I. bis 1351, hinterließ 2 Söhne, Adolph II. und Johann I., die Stifter zweier Linien, Idstein-Wiesbaden und Weilburg wurden. A. Aeltere Linie: Idstein-Wiesbaden. Adolph II. bis 1370 hatte 3 Söhne, wovon Adolph und Johann den geistlichen Stand wählten, Gerlach II. bis 1393 war hochberühmt als Kriegsheld. Ihm folgte Adolph III. bis 1426, und diesem Johann bis 1480. Johanns Sohn, Adolph IV., der Präsident des Reichshofraths, auch einige Jahre Statthalter in Geldern und Zütphen wurde, st. 1504. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp, führte die lutherische Lehre in seinen Landen ein und st. 1520. Adolph V., des Vorigen ältester Sohn, st. unbeerbt 1536, und ihm folgte der jüngere Balthasar, früher deutscher Ordensritter bis 1568. Balthasars einziger Sohn, Johann Ludwig I., st. 1596, und mit dessen minderjährigem Sohne, Johann Ludwig II., erlosch 1605 die Linie Idstein-Wiesbaden, und ihre Besitzungen fielen an die Linie Weilburg. B. Jüngere Linie Weilburg: Johann I. erwarb mit seiner ersten Gemahlin die Herrschaften Mehrenberg und Gleiberg, mit seiner zweiten Gemahlin, Anna, der Tochter Johanns von Saarbrück, die Grafschaft Saarbrück. Wegen dieses beträchtlichen Länderzuwachses wurde er 1366 von Kaiser Karl IV. in den Fürstenstand erhoben; seine Nachkommen machten aber keinen Gebrauch von dieser Würde. Er st. 1371. Sein Sohn und Erbe, Philipp I., erwarb Kirchheim, Bolanden, Reichelsheim und Stauf. Als er 1429 starb, stifteten seine beiden Söhne, Johann II. und Philipp II., durch Ländertheilung die Linien Saarbrück und Weilburg; a) Linie Saarbrück: Johann II. st. 1472. Johann Ludwig erwarb durch Heirath die Herrschaft Lahn und einen Theil der

Grafschaft Saarwerden, über welche sein Haus mit den Herzogen von Lothringen in einen langwierigen Streit gerieth; st. 1545. Mit Johann II. erlosch 1574 die Linie Saarbrück, deren Länder an die Linie Weilburg fielen; b) neue Linie Weilburg. Philipp II. regierte bis 1492. Ihm folgte der Enkel Ludwig I. bis 1523. Ludwigs Sohn, Philipp III., bis 1559, hatte 2 Söhne, Albrecht und Philipp IV., die sich in die Lande ihres Vaters theilten. Nachdem sie 1574 die Lande der Linie Saarbrück geerbt hatten, regierte Albrecht in Weilburg; Philipp IV. in Saarbrück. Albrecht wurde 1582 von Ludwig II. beerbt. Dieser erbte, da Philipp IV. 1602 ohne männliche Nachkommen starb, die weilburgischen und 1605 die idstein-wiesbadischen Lande und vereinigte sonach alle Besitzungen der walramischen Linie. Er st. 1625 und seine 3 Söhne wurden Stifter dreier besondern Linien, Wilhelm Ludwig der saarbrückischen, Johann der idsteinischen, und Ernst Kasimir der weilburgischen Linie; aa) Linie Idstein. Johann st. 1668; mit seinem Sohne Georg August Samuel, der den fürstlichen Titel annahm, erlosch 1721 die idsteinische Linie; bb) Linie Saarbrück. Wilhelm Ludwig hinterließ bei seinem Tode 1640 3 Söhne, die wiederum 3 besondere Linien stifteten; α) Johann Ludwig die von Otweiler, β) Gustav Adolph die von Saarbrück, und γ) Vollrad die von Usingen. Johann Ludwig st. 1690, sein Sohn Friedrich Ludwig erbte 1720 Idstein, 1723 Saarbrück. Mit seinem Tode 1728 erlosch die Linie Otweiler, ihre Länder fielen an Usingen. Die Linie Saarbrück erlosch auch schon mit dem dritten Regenten. Gustav Adolph regierte bis 1677; s. Sohn Ludwig Krato bis 1713 und dessen Bruder Karl Ludwig bis 1723. Vollrad, der Stifter der usingischen Linie, war General-Feldmarschall in östreichischen u. holländischen Diensten. Er ließ 1688 die fürstliche Würde seines Hauses vom Kaiser Leopold I. erneuern. Sein Sohn Wilhelm Heinrich,

der ihm 1702 in der Regierung folgte und bis 1718 regierte, hinterließ 2 Söhne, Karl und Wilhelm, den Nachgebornen. Als 1728 durch das Erlöschen der otweilerschen Linie alle Besitzungen der usingischen Linie wieder vereinigt waren, überließ Karl seinem jüngern Bruder Saarbrück und Otweiler, wodurch wieder die Seitenlinie Saarbrück entstand, in welcher Wilhelm bis 1718, Wilhelm Heinrich bis 1768, Ludwig Karl bis 1797 regierte. Mit letzterem erlosch die Linie, und ihre Länder fielen der usingischen Linie zu, die sich nun von Saarbrück-Usingen nannte. In dieser regierte Karl bis 1775; dessen ältester Sohn Karl Wilhelm bis 1803 und dessen Bruder Friedrich August bis 1816. Letzterer verlor in dem Frieden von Luneville 1802 alle seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, ⅔ von Saarwerden und auf dem rechten Ufer Lahr, die zusammen 20 QM. mit 60,200 Ew. enthielten. Er wurde dafür in dem Reichsdeputations-Hauptschlusse 1803 mit den mainzischen Aemtern Königstein, Höchst, Kronenburg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltwil, Haarheim und Kassel, mit den Besitzungen des mainzischen Domcapitels auf der rechten Mainseite, mit dem Amt Kaub, einem kleinen Theil des Kurfürstenthums Köln, den hessischen Aemtern Katzenellenbogen, Braubach, Ems, Epstein, Kleberg, den Dörfern Weiperfeld, Soden, Sulzbach, Schwanheim, Okriftal, mit dem trierschen Capitel und Abteien, mit Limburg, Romersdorf, Bleidenstadt, Sayn und der Grafschaft Sayn-Altenkirchen, zusammen mit 36 QM. u. 92,000 Ew. entschädigt. 1806 trat Friedrich August in den Rheinbund und nahm den Titel eines souverainen Herzogs an. Die beiden saarbrückischen Linien vereinigten sich schon 1733 über die Einführung der Primogenitur in ihren Ländern und schlossen 1788 einen Vertrag, nach welchem die Ländertheilungen künftig nicht mehr Statt finden

follten. Seit dem Aussterben der Linie Usingen 1816 fielen die Länder derselben an Weilburg. Von der Zeit an hat das vereinigte Herzogthum N. nur einen Regenten; cc) Linie Weilburg. Auf Ernst Kasimir folgte 1655 s. Sohn Friedrich, diesem 1675 Johann Ernst, den 1719 Karl August beerbte. Dieser nahm 1737 den fürstlichen Titel an u. st. 1753. Nach ihm regierte Karl Christian 1788, und darauf Friedrich Wilhelm bis 1816, der im Frieden zu Luneville auf dem linken Rheinufer ⅓ der Grafschaft Saarwerden und die Herrschaften Stauf und Kirchheim-Bolanden, zusammen 8 QM. mit 18,000 Ew. verlor. Er wurde dafür mit einem Theil des Kurfürstenthums Trier, Ehrenbreitenstein, Montabaur, Limburg, Hersbach, Hammerstein, dem größten Theile der Grafschaft Nieder-Isenburg und den Abteien Arnstein, Schonau und Marienstadt: überhaupt mit 16 QM. und 37,000 Ew. entschädigt. Durch diese Entschädigungen der beiden nassauischen Häuser und durch einige Austauschungen wurden die Gränzen ihrer Länder abgerundet, und sie besaßen ein zusammenhängendes Gebiet. Auch wurden ihnen mehrere in oder an ihren Gränzen gelegene mediatisirte, ehemalige Reichsstände unterworfen. 1806 trat auch Friedrich Wilhelm dem Rheinbunde bei. In diesem Jahre vereinigten beide nassauische Häuser ihre Besitzungen zu einem untheilbaren souverainen Herzogthum N. Durch ein Decret v. 1. Jan. 1808 ward die Leibeigenschaft aufgehoben, durch ein anderes vom 29. Oct. die Conscription eingeführt. Durch den Tauschvertrag des 31. Oct. 1815 trat N. an Preußen Ehrenbreitenstein und einige andere Gebiete ab; erhielt aber dafür Diez, Hadamar, Dillenburg ohne Burbach und einen Theil von Siegen ohne die Stadt. Durch die Wiener Congreßacte ward der nassauischen Herzogslinie das Erbfolgerecht in dem Großherzogthum Luxemburg nach Absterben der ottonischen Linie zugesichert. Friedrich Wilhelm

starb am 9. Januar 1816, und ihm folgte sein Sohn Wilhelm, der auch am 27. März desselben Jahres die usingische Linie beerbte. Nassau gehört zum deutschen Bunde und hat eine landständische Verfassung mit zwei Kammern, die am 27. Januar 1818 ins Leben trat. II. Ottonische Linie. Otto, zweiter Sohn Heinrichs des Reichen, dem in der Theilung die Besitzungen auf dem rechten Lahnufer zufielen, hinterließ 1293 einen Sohn, Heinrich I., dessen Söhne, Otto und Heinrich II., 1323 die beiden Linien Dillenburg und Beilstein stifteten. A. In der beilsteinischen Linie lebten Heinrich I. 1380, Heinrich II. 1412, Johann I. 1473, Heinrich III. 1477, Heinrich IV. 1499, Johann II. 1513, Johann III. 1561, mit welchem die Linie erlosch. B. Otto, Stifter der dillenburgischen Linie, brachte durch Heirath Vianden, St. Veit und einen Theil der Herrschaft Grimberg im Luxemburgischen an sein Haus und starb 1351, Johann st. 1416, Adolph st. 1420, erheirathete Erbansprüche auf die Grafschaft Diez, wegen welcher sein Bruder und Nachfolger Engelbrecht bis 1442 viele Streitigkeiten zu bestehen hatte und sich nur im Besitz der Hälfte davon behauptete. Seine Gemahlin brachte ihm Breda zu, wodurch die niederländischen Besitzungen des Hauses Dillenburg beträchtlich vermehrt wurden. Ihn beerbten s. beiden Enkel, Söhne Johanns, der 1437 als Statthalter des Herzogs von Burgund in Brabant starb. Engelbrecht, der älteste, nahm die niederländischen, Johann die deutschen Lande. Letzterer beerbte den Bruder 1504, brachte durch Heirath mit Anna von Hessen den Rest der Grafschaft Diez an sein Haus u. st. 1516. Sein ältester Sohn Heinrich, Karl V. Kämmerer, folgte in den niederländischen Herrschaften und erheirathete mit Claudia von Chalon die Erbansprüche auf das Fürstenthum Oranien. Er st. 1538, und da sein Sohn Renatus seit 1530 auch Prinz von Oranien, 1544 in der Belagerung von St. Denis

blieb, so vereinigte Johanns 2. Sohn, Wilhelm der Reiche, wieder alle dillenburgische Lande; st. 1559. Sein ältester Sohn, Wilhelm d. Gr., Gründer der niederländischen Freiheit, stiftete die Linie Oranien, die mit König Wilhelm III. von England 1702 erlosch; sein 2. Sohn Johann (st. 1606) war Stammvater der neuen dillenburgischen Linie. Seine 3 Söhne stifteten drei neue Linien; Johann die siegensche, Georg die dillenburgische und Ernst Kasimir die diezische Linie; a) die Linie Siegen zersplitterte sich in mehrere Zweige, die lange Erbstreitigkeiten mit einander führten, und erlosch 1743. Da die Geburt des Prinzen Karl Heinrich Nikolaus Otto von N. Siegen nicht für rechtmäßig anerkannt wurde, so fielen die siegenschen Lande an N. Diez; b) in der Linie Dillenburg folgten sich Georg bis 1623, Ludwig Heinrich bis 1662, Heinrich, dessen Enkel, bis 1701, Wilhelm bis 1724; diesem sein Bruder Christian, mit welchem 1768 diese Linie erlosch; c) die Linie Diez, die allein noch fortbestehende des Ottonischen Stammes, wurde von Ernst Kasimir 1606 gestiftet. Er war Statthalter in Friesland und Gröningen, st. 1632. Sein Sohn Heinrich Kasimir, der gleiche Würden bekleidete, st. 1640. Sein Sohn und Nachfolger, Wilhelm Friedrich, erschoß sich unvorsichtiger Weise 1664. Heinrich Kasimir, der ihm folgte, st. 1696, dessen Sohn Johann Wilhelm Friso erbte 1702 durch den Tod Königs Wilhelm III. von England alle Besitzungen der Linie Nassau-Oranien, die er mit den diezischen Landen vereinigte. Er ertrank 1711 bei Mardyk. Auch war die oranische Partei in der Republik mächtig genug, um seinem Sohn Wilhelm IV. allmählig die Statthalterschaften Wilhelms III. in Geldern und Zütphen zu verschaffen. 1747 erhielt er dieselbe Würde in den übrigen Provinzen und wurde Erbstatthalter. Von der ottonischen Linie starben während seiner Regierung folgende regierende Speciallinien aus, Hadamar 1711, Dillenburg

1739 und Siegen 1743. Wilhelm IV. starb 1759. Sein Sohn und Thronfolger Wilhelm V., geb. 1748, hatte, so lange er lebte, viel Unglück in der Verwaltung seiner republikanischen Würden. Sein Vormund, der Herzog Ludwig von Braunschweig, tilgte die großen oranischen Haus- und Landesschulden, die deutsche Häuser bei aussterbenden Agnaten zu erben pflegen. Als ein geborener Gegner der Magistraturfamilien in den Niederlanden und ihres Einflusses auf die Verwaltung, stellte er nicht die Verwandten derselben, sondern fremde Höflinge, manchen deutschen Fürstensohn rc. im Militair und Civile an, ohne im Wesentlichen viel zu verbessern. Das weckte den Haß der beleidigten Oligarchen wider die Oranier, für deren Haupt er galt, und wider den Erbstatthalter, von dem man glaubte, daß er ihm zu sehr vertraue. Die Patrioten nahmen dem Letztern seine Vorrechte; indeß setzte ihn ein andrer Herzog von Braunschweig an der Spitze eines Heers Preußen wieder in seine Würden ein. Im Fortschritt der franz. Revolution aber behaupteten seine Gegner ihren Einfluß in den Staaten und Generalstaaten; daher mußte er 1802 seine Würden und sein Eigenthum in den Niederlanden gegen Entschädigungen in Deutschland aufgeben. Er starb 1806 in England. Zwar verlor sein Sohn, der jetzige König Wilhelm I., 1807 auch diese und die Souverainetät seiner Erblande dazu; allein 1813 berief ihn eine Volksinsurrection auf den Thron der Niederlande, welche der wiener Congreß durch Belgien und durch Luxemburg zur Entschädigung für seine deutschen Erblande vergrößerte. Fast das ganze nassau-ottonische Staatsgebiet gelangte an das Haus Nassau-Weilburg, die einzige noch übrige walramische Dynastie. Beide Linien erneuerten ihren Familienbund durch eine Nassau und Luxemburg betreffende Erbverbrüderung, die auch für ihre Unterthanen die humansten Bestimmungen enthält.

Nathusius (Gottlob). Dieser durch seine kluge und glückliche Industrie rühmlichst bekannte Mann ist den 30. April 1760 in Baruth von armen, aber rechtschaffenen Eltern geb. Dürftig erzogen und unterrichtet wußte er, während der Lehrjahre in einem Krämergeschäft zu Berlin, bei allen Mühseligkeiten, doch Zeit und Gelegenheit zu wissenschaftlicher Ausbildung so zu benutzen, daß er sogleich nach diesem in dem nicht unbedeutenden Hause Sengewald zu Magdeburg als Buchhalter eintrat. Nach des Principals Tode übernahm er selbst das Geschäft, unter der Firma: Richter und N., und hob es bald durch Fleiß und gelungene Speculation, vorzüglich in beschädigtem Tabak zu Hamburg, aus seiner fast creditlosen Lage. Als nach Friedrichs II. Tode der Eingangszoll für ausländische Tabake bedeutend erhöht wurde, errichtete er, nur auf eigne chemische Kenntnisse gestützt, eine Tabaksfabrik, die ihm, wegen der Güte, so wie des Preises der Waare, bald einen jährlichen Verkauf von circa 700,000 Thlr. gewährte. Nun, alleiniger Inhaber des Geschäfts, trat er mit den größten Handelshäusern, wie mit verschiedenen Regierungen in ihm stets vortheilhafte Verbindung; doch als nach dem Antritte des jetzigen Königs der Tabakshandel in Preußen auf einen andern Fuß gestellt wurde und er bei der königlichen Commission der neuen Tabaksregie als Geheimerath eintreten sollte, erlaubten ihm seine Ansichten den Eintritt nicht, obschon er bei dieser Offerte nur gewinnen konnte. Unter der westfälischen Regierung verminderte sich sein Geschäft; er kaufte deshalb das Kloster Althaldensleben und das Gut Hundisburg, um höhere Oekonomie mit möglicher Fabrikation eigner Produkte zu verbinden. Fruchtbaumpflanzungen und Baumschulen wurden schnell und bedeutend angelegt, Gewächshäuser für alljährlich vermehrte fremde Sämereien erbaut und namentlich Cultur amerikanischer Hölzer eingerichtet. Brauereien und Brennereien, von N. selbst geleitet, liefern ordinäre sowohl als auch

feine und seltene Produkte bester Qualität, Mühlen, holländische und amerikanische, bes. für Oel und Graupen, eine Kartoffelmühle für Brennereibedarf, Zuckerfabrik, Obstkelterei werden gerühmt. Vorgefundene Thonlager benutzte N. zunächst für veredelte Ziegelbrennerei, dann aber auch für eine Steingutfabrik. Auch gutes Porzellain wird gefertigt, dessen Stoff man von Halle herbeischafft. Natürlich haben sich unter diesen Verhältnissen die Bewohner der Nathusiusschen Dörfer bedeutend gemehrt, bereichert und gebildet, da ihr Gerichtsherr wo möglich jeden derselben zweckmäßig beschäftigt und belohnt, wie auch ihm den Anbau erleichtert, weshalb er auch sehr geliebt wird.

Nation. Wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbestimmte Menschenmasse oder eine Vereinigung mehrerer Familien versteht, welche in einem gewissen Landstriche verbunden lebt, so fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keineswegs zusammen. Denn nicht immer besteht ein Volk aus einer Nation, so wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinne nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußische) eben sowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutsche) mehrere Völker oder Staaten umfaßt. Das günstigste Geschick ist einer Nation dann zu Theil geworden, wenn sie (wie die französische) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfassung und Oberherrschaft vereinigt, stark und kräftig jedem äußern Feinde widerstehen kann und mit mächtigem Ansehen ausgerüstet ist. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre fester und entschiedener sich aussprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwischt oder geschwächt zu werden, wie dieses z. B. bei den Deutschen der Fall ist.

Nationalbewaffnung, s. Landwehr.

Nationalbildung. Wahre Nationalbildung ist das von dem Charakter ihrer Nationalität bedingte Streben einer Nation, die Idee der reinen Menschheit in allen ihren Gliedern möglichst zu verwirklichen und dadurch eine geistig, sittlich und bürgerlich vollkommene Nation zu werden; dies Streben gehe nun ohne Verabredung und Absicht, durch selbstständiges Fortschreiten einzelner Genien und freie, gelegentliche Mittheilung der von ihnen geschaffenen Bildungsmittel an die Uebrigen, oder unter der Leitung öffentlicher, für einen gesetzlich aufgestellten Zweck berechneten Anstalten durch Uebereinkunft, Gewöhnung und Zwang von statten.

Nationalcapital (Volkscapital), das Vermögen der Gesammtbürger eines Staats; ein idealischer Gedanke, der zu manchen politischen Fehltritten die Staatsmänner hinriß, welche sich dachten, daß, wenn im Ganzen ein Volk sehr viel Werth in seinem Vermögen besitzt, es sehr gleichgültig sei, ob das Vermögen der Nation unter viele oder wenige Bürger vertheilt ist.

Nationalconvent, die Versammlung der Volksdeputirten, die in Frankreich am 22. Sept. 1792 an die Stelle der 2. Nationalversammlung trat und, nachdem die pariser Sectionen am 5. Oct. 1795 durch Bonaparte besiegt worden waren, am 26. Oct. 1795 durch sich selbst aufgelöst ward, worauf das Directorium an dessen Stelle trat. Ueber die unheilvolle, verbrecherische und höchst verruchte Wirksamkeit dieses N.s s. Frankreich (Gesch.).

Nationalfeste, Feste, Feierlichkeiten und Spiele, an denen eine ganze Nation Theil nimmt, meist entstanden durch eine große nationale Begebenheit, oder in religiöser Beziehung gefeiert. Nichts vereinte die verschiedenen Völkerschaften und Stämme besser zu einer Nation, als solche N., und daher nahmen auch die ersten Gesetzgeber auf sie vorzüglich Rücksicht. In der ältern Zeit gediehen aber N.

besser als in der neuern, wo sie von den Regierungen meist geboten werden müssen, nicht wie dort aus dem offenen, kindlichen, für alle Eindrücke empfänglichen Sinne der Völker von selbst entstehen. Die ältesten N. waren die von Moses eingeführten, halb religiösen, halb politischen Feste der Hebräer (Passah, Laubhüttenfest u. a.), die das jüdische Volk an die Losreißung ihres Volkes von der Sklaverei der Aegypter, an seine Züge, Leiden und Thaten in der Wüste, an seine Gesetzgebung erinnern und die verschiedenen Stämme zu einem Volke vereinen sollte. Doch vor Allen verstanden es die lebensfrohen Griechen, durch Volksfeste und Volksspiele den Nationalsinn zum gemeinsamen Streben für alles Gute, Schöne und Große anzuregen. Bekannt sind ihre olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Festspiele, wo Wettkämpfe aller Art den Genuß eines frischen, kräftigen Lebens erhöhten, leider aber doch unfähig waren, das Bedürfniß der Volkseinheit in den verschiedenen Staatsgesellschaften lebendig und rege zu erhalten. Bei den Römern arteten die frühern religiös-politischen Volksfeste, als Mittel einer herrschsüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schauspiele roher Sinnenlust aus. In unserer Zeit haben die Italiener Schau- und Belustigungs-, die Spanier und Portugiesen Stierkampf- und kirchliche Prunk-, die Engländer Faustkampf- und Rennfeste; die Franzosen feiern fröhliche Dorf- und Volksspiele; die Schweizer aber haben fast allein wahre Nationalfeste.

Nationalgarden. Die französische constituirende Nationalversammlung erklärte am 12. Juni 1790, daß nur derjenige die Rechte eines wirklichen Bürgers ausüben könne, welcher seine Dienstpflicht in der Nationalgarde erfülle. Hierauf wurde am 29. Sept. 1791 eine stehende (sédentaire) Orts- und Departements-Nationalgarde eingerichtet, welche aus einer freien Werbung — je Ein Mann von 20 Bürgern — gebildet, ihre Offiziere selbst wählte und Sold,

Waffen und Uniform erhielt; damit ward die feierliche Erklärung der Nationalversammlung (29. Dec. 1791) verbunden: »die französische Nation entsage jedem Eroberungskriege und werde nie ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volks gebrauchen«. Im Mai 1792 ward die Zahl der Bataillone der Departements-Nationalgarden auf 216 bestimmt. Allein bald nöthigten die Maßregeln Oestreichs und Preußens, so wie die Rüstungen der Ausgewanderten an den Grenzen Frankreichs, die französische Regierung ebenfalls, eine kriegerische Stellung anzunehmen; das stehende Heer wurde der Hebel der neuen Republik und der Ruhm der franz. Waffen erweckte wiederum die alte erobernde Staatskunst. So geschah es, daß die Nationalgarde selbst ein bloßes Mittel wurde, um das stehende Heer gegen innere und äußere Feinde, zur Unterdrückung wie zur Eroberung, zu verstärken. Dies bewirkte vorzüglich der 13. Vendemiaire (5. Oct. 1795), an welchem Tage Bonaparte mit den Linientruppen des Convents die Nationalgarden der pariser Sectionen (welche sich gegen den Terrorismus, d. i. den Despotismus der vollziehenden Gewalt, erklärt hatten) besiegte und das stehende Heer wieder zu einem blinden Werkzeuge der höchsten Gewalt erhob. In Folge dieses Tages ward (8. Oct.) der Generalstab der pariser Nationalgarde aufgelöst und ihre oberste Leitung dem General der Armee des Innern übergeben, dadurch aber die Idee einer gesetzlichen der Civilbehörde untergeordneten, zum Schutz und Dienst der Bürger bestimmten Volksbewaffnung vernichtet. Nun konnte einige Monate später das Directorium mobile Colonnen aus der stehenden Orts-Nationalgarde errichten. Endlich im Aug. 1797, gelang es den beiden gesetzgebenden Räthen, der stehenden Nationalgarde wieder eine gesetzliche Organisation zu geben. Bei dieser ließ es auch Napoleon der Form nach; doch unterwarf er die ganze Anstalt seiner Militairpolitik. Denn indem er mit den conscribirten Heeren

das Ausland überzog, bildete er aus den Nationalgarden zahlreiche Legionen, welche die Küsten und Grenzfestungen bewachten, oder den Dienst im Innern versahen; für eine schnelle und durchgreifende Polizei aber errichtete er eine, in dem Heerwesen mitbegriffene, von der Nationalgarde gänzlich getrennte, zahlreiche Gensd'armerie. Allmählig wußte er auch der Nationalgarde den kriegerischen Stolz der Linientruppen einzuflößen. Als er nämlich 1810 aus den Nationalgarden der nördlichen Departements, welche bei den Landungen der Engländer sich brav gehalten, ein Regiment von 4 Bataillonen bildete und dasselbe der kaiserl. Garde u. d. N. Nationalgarde der Garde einverleibte, galt dies in Frankreich als Ehre und Belohnung! 1812 aber ging er noch weiter. Denn am 13. März erfolgte das merkwürdige Senatsdecret zur Bildung der Nationalgarde in 3 Ban, wovon der erste alle junge Männer von 20—26 Jahren, die nicht zum activen Dienste berufen worden, der zweite alle waffenfähige Männer von 26 — 40 J. und der dritte, oder Arrier-Ban, alle tüchtige Leute von 40—60 J. umfaßte. Doch berief er aus dem ersten Ban nur 100 Cohorten, jede zu 1000 M., zum activen Dienste, auch sollten sie nicht außer dem Gebiete des Reichs fechten, wozu sie jedoch (1813) theilweise freiwillig sich zu erklären bewogen wurden. Zugleich nahm er durch die Verordnung vom 14. März 1812, welche seine Staatsgewalt in eine vollendete Militairgewalt umschuf, die ganze Kraft des waffenfähigen Theils der Nation in seine Hand. Darum erhielten auch sämmtliche Schulen eine militairische Zucht. Nach der Rückkehr der Bourbons suchte die Partei der Royalisten die Bildung der Nationalgarde von ihrem Einflusse abhängig zu machen. Der Bruder des Königs erhielt den Oberbefehl über dieselbe in ganz Frankreich. Sie durfte nicht einen ihrer Offiziere ernennen u. s. w. Endlich siegte auch hier die Macht der öffentlichen Meinung und die Nationalgarden er-

hielten eine der Verfassung angemessenere Einrichtung. Es wurde nämlich 1818 der Generalstab der Nationalgarden in Frankreich aufgelöst, und Monsieur legte die Stelle eines Generalobersten derselben nieder; sie selbst wurden wieder den Präfecten und dem Ministerium des Innern untergeordnet. Als aber am 29. April 1827 die pariser Nationalgarde bei der Heerschau, die der König über sie hielt, die Absetzung der Minister und die Entfernung der Jesuiten foderte, ward sie am 30. verabschiedet. Werden die Nationalgarden einst nach ihrer ursprünglichen Idee gesetzlich ausgebildet werden und wird das stehende Heer auf den nothwendigen Stamm beschränkt, so kann Frankreich das erste Beispiel geben, wie der Schutz der Bürger und der Ordnungsdienst für die Nation den Bürgern selbst am zweckmäßigsten gesetzlich anzuvertrauen sei. — Auch in Deutschland hat man Milizen nach Form der französischen Nationalgarden organisirt; so hieß die baierische Landwehr vor 1813 N. — Man nennt auch N. (Bürgergarde) die in einigen Staaten, wie in Preußen, wenigstens in den größern Städten, für den innern Dienst, besonders in Abwesenheit des Militärs, organisirten Bürger. Sie sind meist nur mit einem Säbel bewaffnet und müssen sich ihre Uniform selbst schaffen.

Nationalgeld, der von einer Nation anerkannte Vermögensmesser, nach dem der Werth der Waaren bestimmt und der gegen sie als Tauschmittel ausgegeben wird. Metall, besonders Gold und Silber, ist in allen cultivirten Staaten als Stoff desselben angenommen; doch geben die Staaten auch Papiergeld als Zeichen und unter ihrer Bürgschaft als Werthzeichen statt des Metalls.

Nationalgüter, Güter, welche der Nation Staatseigenthum sind, theils von Alters her, wo jeder herrenlose Boden der Regierung gehörte, theils in Revolutionen durch große Confiscationen der Güter der sogenannten Verräther am Staat, wie in Frankreich zur

Zeit der Revolution durch Einziehung der Güter der Emigranten und jetzt in Portugal unter Don Miguels Regierung gebildet werden. In Deutschland erklärte man bei der Mediatisation von etwa 100 Regentenfamilien, welche Standesherren wurden, die Domainen, Forsten und oft noch manche Regalien, obgleich Kaiser und Reich damit die Fürsten belehnt hatten, für Familieneigenthum jener Geschlechter. Einige deutsche Feudalverfassungen und selbst einige repräsentative, haben jene Napoleonische Entscheidung bei Auflösung des deutschen Reichs als wohlbegründet angenommen und betrachten die N. als Privateigenthum des Fürsten, indeß anderswo, wie in Würtemberg, Baiern, Baden, Darmstadt und Nassau, die Monarchen das Domainen- und Regalieneigenthum den Ständen abtraten, oder wenigstens das meiste Einkommen zur Staatsschuldentilgung oder zu den laufenden Bedürfnissen des Staats anwiesen. Die Unveräußerlichkeit der N. in constitutionellen Staaten ist nur in so fern zu billigen, daß es nicht dem Eigenwillen des Regenten erlaubt ist, N. zu verkaufen oder zu verschenken; dagegen muß es dem Gesammtwillen der Nation, also dem Ausspruch ihrer Repräsentanten erlaubt sein, solche Veräußerungen, wenn sie durch die Umstände geboten sind, zu beschließen.

Nationalinstitut, französisches Institut für die Wissenschaften, aus den Trümmern der 1791 aufgehobenen Akademien (Acad. française, Acad. des inscriptions et belles lettres) durch die Constitution des Jahres 3 (1795) hervorgegangen. 1804 theilte es Napoleon, der ihm den Namen Institut impérial ertheilte, in 4 Klassen, die erste, von 63 Mitgliedern, für die Physik und Mathematik, die zweite, von 40 Mitgliedern, für die französische Sprache und Literatur, die dritte, von 40 Mitgliedern, 8 fremden Associé's und 60 Correspondenten, für die alte Literatur und Geschichte, die vierte von 20 Mitgliedern, 8 Associé's und 30 Correspondenten, für schöne

Künste. Das Ganze sollte den Zweck haben, die Entdeckungen zu sammeln und Kunst und Wissenschaft zu vervollkommnen. Es leistete in der Revolutionszeit viel, besonders bei dem Feldzug nach Aegypten, wohin mehrere Glieder des N.s gesendet wurden. 1815 wurde zwar der Name Institut beibehalten, die 4 Klassen erhielten aber den alten Namen: Académie des sciences, A. française, A. des inscriptions et belles lettres, A. de peinture et sculpture wieder. Jetzt ist es durch das Eintreten völlig unberufen im Sinne der Ultras und der Ultramontanen Handelnder, weder durch Entdeckungen noch durch Schriften berühmter Männer etwas anrüchtig geworden und leistet, in den Augen des Publikums gesunken, nur noch wenig.

Nationalliteratur heißt 1) in weiterer Bedeutung diejenige Masse ihrer schriftlichen Werke, welche aus der Nationalität selbst entsprungen, diese unmittelbar ansprechen und höher zu bilden geeignet sind. 2) In vorzüglichem Sinne redet man von Nationalliteratur, wo ein ausgebildeter Charakter einer Nation auch in der Literatur hervortritt. 3) In einer engern Bedeutung hört man diejenige Klasse der Schriftwerke einer Nation oft Nationalliteratur nennen, welche für die ganze Nation oder doch den größten Theil derselben bestimmt sind. Dies gilt von den sogen. populairen Werken und vornehmlich von der schönen Literatur, welche sich nicht an einzelne Stände wenden soll.

Nationalmünze (Staatsmünze, Volksmünze), die Münze, welche von einer Regierung zum Werthzeichen in ihrem Lande gewählt worden ist.

Nationalökonomie, politische Oekonomie, Staatswirthschaftslehre ist im Allgemeinen die Wissenschaft der Grundsätze, nach welchen der Reichthum eines Volks erzeugt und vermehrt wird. Staatswirthschaft hieß sie sonst in Deutschland

ganz im Allgemeinen; politische Oekonomie nannten sie die Franzosen, Engländer, Italiener. Sie ist eine Wissenschaft der neuern Zeit.

Nationalvermögen ist der Inbegriff alles dessen, was ein civilisirtes Volk an Grund und beweglichem, ja auch wohl an geistigem Eigenthum besitzt.

Nationalversammlung, 1) die Versammlung der Volksrepräsentanten im Allgemeinen. 2) Die Versammlung der Reichsstände (états généraux) Frankreichs erklärte sich, am 5. Mai 1789 einberufen, auf Sieyes's Vorschlag am 17. Juni 1789 zur N. Sie nahm seit Anfang Octobers 1789, wo sie dem König nach Paris gefolgt war, den Namen der constituirenden N. an, und wurde den 30. Sept. 1791 geschlossen, wogegen sich die gesetzgebende N. am 1. Oct. 1791 eröffnete. Auch diese schloß sich nach den blutigen Auftritten im Sept. 1792 am 21. Sept. und der Nationalconvent trat an ihre Stelle. Mehr über ihr Wirken s. unt. Frankreich (Gesch.).

Nativitätstellen, s. Horoskop.

Natorp (Bernhard Christian Ludwig), königl. preuß. Oberconsistorialrath, geb. 1774 zu Werden a. d. Ruhr; ward 1796 Lehrer am Gymnasium zu Elberfeld, bald darauf Pfarrer zu Huckerwagen im Bergischen, 1798 Pfarrer zu Essen in Westfalen, 1808 Oberconsistorialrath zu Potsdam, 1816 Consistorialrath zu Münster; erhielt 1819 den rothen Adlerorden. Verbesserung der deutschen Volksschulen war sein vorzügliches Streben, wie fast alle s. Schriften beweisen.

Natrum (vgl. Alkali) bezeichnet das kohlensaure Natrum, es mag nun 1) durch Reinigung des aus der Erde und aus Seen sich bildenden Natrums, oder 2) des durch Verbrennung der Seegräser auf einigen schottischen und den Sylliinseln, Norwegen, gewonnenen Kelps, oder der aus den Fucusarten dargestellten Varechsoda, oder 3) der spanischen Barilla oder aus der rohen Soda dieser Gewächse, oder 4)

durch Zerlegung des Glaubersalzes, oder des salzsauren Natrums bereitet sein. Sind die Arten der rohen Soda durch Auflösung von beigemengten erdigen Theilen, oder von der beim Verbrennen zurückgebliebenen Kohle, oder durch Krystallisation von fremdartigen Theilen befreit worden, so ist das Resultat immer basisches kohlensaures Natrum. Das chemische Zeichen desselben ist ⊖.

Natter (Johann Lorenz), einer der berühmtesten Steinschneider seiner Zeit, geb. 1705 zu Biberach in Schwaben, war Juwelier. 1762 nahm er den vortheilhaften Antrag, sich in Petersburg niederzulassen, an, starb aber bald nach seiner Ankunft 1763. Seine Sammlungen von geschnittenen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferstichen wurde für den Großfürsten erkauft.

Natur (lat. natura), 1) überhaupt die wirkende Kraft, sowohl in jedem einzelnen Körper, als auch in allen Körpern zusammen genommen als einzige Kraft; 2) die ursprüngliche (gleichsam angeborne) Beschaffenheit und Einrichtung, das Wesen eines Dinges; 3) der Inbegriff der Eigenschaften aller geschaffnen Wesen, die Welt, sichtbare Schöpfung.

Naturalien, Naturerzeugnisse, sind alle von der Natur hervorgebrachte Körper, in so fern sie besonders durch die Kunst noch keine wesentliche Veränderung erlitten haben; dann aber nennt man so die seltenern oder wohl erhaltenen Naturerzeugnisse, welche in **Naturaliensammlungen** aufgenommen werden. Hierzu gehören Muscheln, Steine, getrocknete, in Weingeist gesetzte, oder ausgestopfte Thiere, Kräuter. Ein **Naturaliencabinet** ist daher eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den drei Reichen der Natur, welche entweder öffentliche Anstalt ist, oder von Privatpersonen angelegt wird. Schon Aristoteles sammelte wahrscheinlich N., indem ihm auf Alexanders d. Gr. Befehl Alles, was in den von ihm be=

herrschten Ländern an seltenen Thieren und andern Naturgegenständen aufgefunden ward, zugesendet wurde; doch hat man von eigentlichen Naturaliensammlungen erst seit dem 16. Jahrh. Kenntniß. Agrippa von Nettesheim, Theophrastus Paracelsus, Cardan, C. Geßner, A. Agricola legten solche zu ihrem Privatgebrauch an. Nach und nach wurden sie öffentlich, bes. in Akademiestädten, oder auch in Residenzen. In unsern Tagen ist kaum noch eine Mittelstadt, die nicht eine und andere Naturaliensammlung, theils zum Privatgebrauch von Liebhabern angelegt, theils öffentliche, aufweisen könnte, und nicht leicht eine große, die nicht umfassende, instructive und sehenswürdige hätte, unter denen die des brit. Museums in London und die des pariser Museums, in Deutschland die berliner, den ersten Rang behaupten.

Naturalisiren, einen in die Zahl der Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft, eines Staats rc. mit allen Rechten und Pflichten aufnehmen; einen Fremden der Rechte und Freiheiten der Eingebornen eines Landes theilhaftig machen; dann auch: fremde Wörter in eine Sprache aufnehmen; fremde Naturprodukte auf vaterländischen Boden verpflanzen; endlich in moralischem Sinne: die Sitten und Gewohnheiten eines fremden Volkes annehmen.

Naturalismus. Hierunter versteht man gewöhnlich die Ausübung einer Kunst oder Wissenschaft, nicht nach Studium oder den bewußten Regeln derselben, sondern nach natürlicher Anlage. So ist z. B. derjenige ein Naturalist im Fechten, der diese Kunst nie nach Regeln gelernt hat und doch mit einem Andern zu fechten unternimmt. So ist man Naturalist sogar in der Philosophie, wenn man bloß mit Hülfe des gesunden Menschenverstandes, ohne speculative Ausbildung und Methode die Aufgaben derselben zu lösen versucht. In der Theologie versteht man unter Naturalismus, im Gegensatze des Supernaturalismus, die Ansicht, daß der Mensch bloß durch Anwendung und

natürliche Entwickelung s. Geisteskräfte, und ohne Unterstützung, zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit und zur Glückseligkeit gelangen könne. Der Naturalismus läugnet also die geoffenbarte Religion.

Naturdichter. Wenn die Poesie eine Kunst ist, so kann, scheint es, kein Dichter ein Naturdichter sein; und wenn jeder Dichter, wie man sagt, »geboren wird«, oder »ein geborener Dichter sein muß«, so muß jeder Dichter auch Naturdichter sein. Wahr ist es nun, daß die Dichtkunst ein Naturell voraussetzt, welches kein Mensch sich geben kann; es giebt aber auch Manches an der Kunst, was nur durch Fleiß, Uebung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zusammentreffen, da ist das Höchste in der Poesie möglich. Jeder ist also zwar durch ein Naturtalent, aber Keiner durch bloße Natur Dichter, und es giebt in dieser Beziehung gar keinen Naturdichter, oder Jeder ist einer. Aber es lassen sich Grade der Kunstbildung unterscheiden, mit welchen man die Kunst ausübt. Wer seinen Talenten Alles überläßt und mit flüchtiger Einsicht in das Kunstgebiet, ohne tieferes Studium der Kunst und ihrer Gegenstände zum Darstellen eilt, wo er noch üben sollte, der ist Naturalist. Endlich scheint sich dieser Name, so wie der Ausdruck: Naturpoesie, auf die verschiedenen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poesie geübt wird.

Naturell. Unter diesem oft schwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommenen Ausdrucke befaßt man am richtigsten alle jene Eigenthümlichkeiten der Menschennatur, die aus den körperlich-organischen Anlagen hervorgehen.

Naturgeschichte ist (im gewöhnlichen Sinne) die erzählende Darstellung der Entwickelung der Naturdinge, Naturkörper, Naturprodukte, wobei alle die Entwickelung (werdende und gewordene Bildung) begleitende Erscheinungen erwähnt und beschrieben werden. Es

kann nur 4 Hauptwissenschaften geben, welche die Naturgeschichte in sich begreift, nämlich 1) die Geologie, 2) die Phytologie oder Botanik, 3) die Zoologie, 4) die Anthropologie.

Naturgesetze, feste Grundsätze oder Bestimmungen, welche der menschliche Verstand sich aus der beobachteten Naturordnung abstrahirt, und nach denen er dann auch andere Vorgänge in der Natur würdigt. Sie sind in dem Maße gültig, als die Nothwendigkeit davon nachweisbar ist. Beruhen sie bloß auf Beobachtung (Induction) und Versuchen, so gelten sie auch nur so lange, als diese sie bestätigen, obgleich die Gleichförmigkeit der Natur in ihren Erscheinungen über längere Zeiträume hinausreicht, als alle bisherige Erfahrung. Die Sonne z. B. leuchtete dem Erdplaneten so lange, als Menschen auf ihm wohnten. Es würde aber nicht gegen ein bekanntes N.g streiten, wenn sie auch einmal erlöschte, ungeachtet wir aus sehr sichern Erfahrungsschlüssen wohl bestimmen können, daß dann, ohne eine gänzliche Umänderung der bisherigen Naturordnung, das Menschenleben, so wenig wie ein anderes organisches auf der Erde, bestehen könnte. Was nämlich sich selbst widerspricht, wie die Aufhebung der nothwendigen Bedingung von Etwas und gleichwohl das Zustandekommen und Bestehn von Etwas kann auch nie Statt haben, dies ist ein ewiges, unverbrüchliches N.g. Daß wir aber die eigentlich nur für unser Erkenntnißvermögen, damit dieses selbst Begründung erhalte, uns verliehenen Grundlagen auch auf die Natur übertragen, ja übertragen müssen, weil für uns Natur selbst dann gar kein Object sein, wenigstens für uns gar nicht vorhenden sein würde, zeigt, wie innig wir selbst in die Natur verflochten sind, und wie wenig wir uns davon ausscheiden können.

Naturlehre, s. Physik.

Natürliche Magie, s. Magie.

Natürliches Recht, s. Naturrecht.

Naturphilosophie, 1) im umfassendsten Sinne, fällt mit Philosophie in ihrem Streben, Wahrheit in der Sphäre der Erscheinungswelt zu erfassen, also mit theoretischer Philosophie zusammen. Denn die Erscheinungswelt, mit Inbegriff des eigenen Bewußtseins, in sofern der menschliche Geist in ihm sein eigenes Erscheinungsobject wird, ist nichts anderes als Natur, und Philosophie geht dann, als N., darauf aus, den innern Zusammenhang in dem, was in die Erscheinung tritt, nach Ursache und Wirkung, und überhaupt seiner Nothwendigkeit nach einzusehn. Die N. sucht daher die Natur als Ganzes, als Weltall, aufzufassen. Da aber Natur bei ihrer Unendlichkeit sich dem in endlichen Schranken befaßten Erkenntnißvermögen in ihrer Totalität entzieht, und überhaupt der menschliche Geist nur die Gesetze seines eignen Wesens auf die ihn umgebende Natur überträgt, wenn er sie in ihrer Gesetzmäßigkeit zu erfassen trachtet; so leitet N. mehr dahin, ihm die Beschränktheit seines eigenen Fassungsvermögens fühlbar zu machen und ihn die Grenzen anerkennen zu lassen, bis zu welchen ihm in seinen Forschungen zu dringen verliehen ist, als daß er in seinem Streben zu einem wirklichen Abschlusse kommen sollte. Die Geschichte der Philosophie lehrt, daß kein Weg unversucht gelassen ist, um Einsicht in die innere Begründung der Naturerscheinungen zu erlangen; noch bis jetzt hat aber kein Versuch, eine eigentliche N. aufzustellen, ein späteres Zeitalter befriedigt, obgleich vielseitige Aufschlüsse über den Zusammenhang des Naturlebens, aber immer nur bis zu einer gewissen Grenze, gewonnen worden sind. 2) Zu diesen befriedigend gewonnenen Resultaten über Naturvorgänge, ihrer innern Nothwendigkeit nach, gehören insbes. die durch die Mathematik dargebotenen, so daß man wohl als Grundsatz aufstellen kann: in der Natur ist nur so viel allen Zweifeln und Einwendungen

entrückt, als mathematisch anschaulich und demonstrativ ist. In diesem Sinne haben besonders Newtons »**Philosophiae naturalis principia mathematica**« der N. eine unerschütterliche Grundlage gegeben; ja man kann geltend machen, daß schon in der Zusammenstellung der vier Gegenstände, die hierin angedeutet sind: Philosophie, Natur, Princip, Mathematik, eine nothwendige Einheit in einem Vierfachen sich darstellt. Denn der eigentliche Richtpunkt, der Leitstern der Philosophie, ist ja doch das Wahre, der der Natur die Erfahrung, der des Princips die Geschichte (das Geschehene), der der Mathematik die Bestimmbarkeit. a) Philosophie aber findet nirgends Bewährung und Haltung als in der Erfahrung, in sofern diese ihren Sätzen zur Bestätigung dient, obgleich sie derselben vorausgeht, in der Geschichte aber, indem sie überall auf Ursprung, auf einen Anfang zurückweist, da sie selbst nur in der Zeitfolge ihr Bestehn hat, in der Bestimmbarkeit endlich, welche vom Anschauen der Form anhebt, in der Demonstration des Verstandes aber ein Zeugniß der Richtigkeit der Anschauung erhält. b) Die Natur dagegen legt sich dar als Wahrheit; denn ohne solche würde sie ja nur Schein, dann aber keine Natur sein, eben so in der Geschichte, indem in allen Naturerscheinungen ein Anfängliches dargestellt werden kann, so wie an der mathematischen Bestimmbarkeit, indem dadurch erst Klarheit (Evidenz) über sie verbreitet wird. c) Das Princip stellt sich an die Spitze von Allem, was im Bereiche der Wahrheit Gewähr seines Bestehens erhalten soll (indem ja selbst Philosophie als Erkenntniß aus Principien bestimmt wird); nichts kann Gegenstand der Erfahrung werden, was nicht einen Haltepunkt in ihm hat; es ist das erste Glied der großen Kette, welche die Erfahrung geschichtlich bildet, und nur durch Zurückführung auf das Princip wird alle Erkenntniß zu einer bestimmten. d) Die Mathematik endlich umfaßt das gesammte Sein, und nur in

dem Abschlusse durch sie wird das Sein zur Wahrheit, die Erfahrung gehalten und getragen und der Geschichte in sich ein Zusammenhang ertheilt. 3) In neuerer Zeit hat man, nachdem die Grundsätze der Metaphysik der frühern Zeit und ihre Anwendbarkeit auf Naturkenntniß durch die von Kant ausgehende kritische Philosophie erschüttert worden, insbesondere das Bemühen, im Gegensatze dieser, die alle Naturerkenntniß bloß auf das eigene Erkenntnißvermögen zurückführt, dieser auch außerhalb des Erkenntnißvermögens, also in dem großen Naturleben selbst eine constitutive Grundlage zu geben, N. genannt. In dieser Art ist namentlich Schelling ihr Begründer, und Oken, Hegel, J. Wagner u. A. haben auf diesem Wege neue Bahn zu brechen sich bemüht, obgleich, bei aller Originalität der zu Grunde liegenden Ideen, dieselben, gleichwohl bisher noch keinen Eingang aus den Schulen und Lehrschriften in das Leben, am wenigsten außerhalb Deutschland, haben finden können. Die besondern Grundlehren und Grundsätze dieser N. s. unter Schelling und den andern Gedachten.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts od. des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, vor und neben dem im Staate aufgestellten, gewillkürten Gesetze, entwickelt. Sie ist also eine Vernunftwissenschaft od. eine philosoph. Wissenschaft, und weil sie sich auf das bezieht, was Menschen durch Handeln bewirken sollen, ein Theil der praktischen Philosophie. Schicklicher wird sie Rechtsphilosophie oder philosoph. Rechtslehre genannt.

Naturreiche, so nennt man gewöhnlich die Hauptgebiete der verschiedenen Naturkörper: das animalische oder Thierreich; das vegetabilische oder Pflanzenreich; und das Mineralreich.

Naturstand (status naturae), 1) (Rechtsw.), Zustand des Menschen, welcher in keinem Staate (nicht im Bürgerthume) lebt, u.

der also dem Leben in einer geordneten Staatsverfassung entgegen steht; er findet sich da, wo ein Bürgerthum noch nicht begründet ist, und wo der Einzelne s. Freiheit durch eigene Kraft schützen und vertheidigen muß. 2) (Theol.), Zustand des Ungebesserten, des Sünders, in der Beziehung, daß er einer höhern Hülfe zu s. Besserung bedarf.

Naubert (Christiane Benedikte), eine geschätzte und fruchtbare Romanendichterin, Tochter des D. Hebenstreit zu Leipzig, geb. daselbst 1757; war zwei Mal (an den Kaufmann Holderieder, dann an den Kaufmann Naubert) verheirathet, lebte in Naumburg in stillbürgerlicher Eingezogenheit und starb zu Leipzig, wohin sie sich mit ihrem Gatten begeben hatte, um ihre erblindeten Augen operiren zu lassen, 1819. Bescheidenheit hielt sie ab, sich als Verfasserin mehrerer geist-, phantasie- und gemüthreicher Romane (55 Bde.) zu erkennen zu geben. Sie wählte meistens historische Stoffe.

Naumachie (von *ναυς*, das Schiff, und *μαχομαι*, ich streite). Bei den Römern hießen Naumachien (naumachiae) besonders zur Lust gegebene Wassergefechte, Nachahmungen von Seegefechten. Aufgekommen in den letzten Zeiten der Republik (zuerst gab Cäsar N.en) wurden sie im Circus maximus (dieser konnte schnell zu diesem Zwecke unter Wasser gesetzt werden), im Amphitheater, oder in einem besonders dazu eingerichteten Orte, Naumachia, gefeiert. Diese N. war einem Amphitheater ähnlich, doch mit vertiefter, mit Wasser angefüllter Area, wiewohl kein Gebäude, sondern meist bloß ein ausgegrabener See, wohl mit hölzernen, wieder wegzunehmenden Sitzen umgeben, wozu auch die ausgegrabene Erde verwendet wurde. Das Wasser erhielt die N. durch unterirdische Kanäle, durch die dasselbe so schnell ablaufen konnte, daß sogleich nach den N.en Fechterspiele in der Area gehalten werden konnten. Augustus bestimmte eigens die schlechtes Wasser liefernde Wasserleitung Aqua alsietina zu den

N.en. Cäsar ließ im **Campus Martius** eine N. anlegen, worauf, ausgefüllt, dann ein Marstempel gebaut wurde. Caligula gab N.en in den Septis auf dem **Campus Martius**, Claudius auf dem Fucinersee, wobei in der Mitte des See's ein silberner Triton stand, der durch das Blasen der Buccina, welches durch eine Maschine hervorgebracht wurde, den Streitenden das Zeichen zum Angriffe gab. Bei einer N. Nero's wurden schwimmende Seethiere angebracht, Heliogabalus aber ließ den Euripus des Circus mit Wein füllen. Titus bediente sich der Gärten des Cajus und Lucius zu N.en, in denen u. a. ein Seetreffen zwischen den Athenäern und Syrakusanern, so wie des Amphitheaters, wo ein Kampf der Korinther und Korkyräer dargestellt wurde. Domitian feierte im Amphitheater solche Spiele und an einem besondern Orte an dem Tiber und umgab den Ort mit einer Mauer. Seit den von Aurelian nach dem Siege über Zenobia und Tetricus veranstalteten N.en scheinen sie abgekommen zu sein. Auch die römischen Provinzen ahmten der Hauptstadt in den N.en nach. Die in den N.en Fechtenden (**naumachiarii**) bestanden gewöhnlich aus Gefangenen oder verurtheilten Verbrechern, die bis auf den Tod fechten mußten, wenn sie nicht die Gnade des Kaisers rettete.

Naumann (Johann Gottlieb oder Amadeus), geb. 1741 in Blasewitz bei Dresden, einer der ausgezeichnetsten Tonkünstler seiner Zeit und unsers Vaterlandes. Der Sohn guter ehrlicher Landleute, wurde er, trotz s. Hanges zur Musik, zu einem Schlosser nach Dresden in die Lehre gegeben, aus der er aber bald fort und wieder zu s. Eltern lief. Seiner Neigung folgend, kam er nun auf die Kreuzschule nach Dresden, wo er während dreier Jahre ansehnliche Fortschritte machte, bis ihn ein junger schwedischer Musiker, Weestrom, beredete, mit ihm nach Italien zu gehen. Die Reise ging zuerst nach Hamburg; allein der Schwede fing an, den Herrn zu spielen u. Nau=

mann zu den schlechtesten Diensten zu brauchen; in Venedig und Padua machte er es nicht besser, und N. mußte sich durch Notenschreiben kümmerlich behelfen, bis er endlich mit dem berühmten Tartini näher bekannt wurde, welcher ihn zu seinem Schüler annahm. Trotz der nichtswürdigen Behandlung und endlichen Verstoßung von Weestrom, drang Naumann doch durch s. außerordentlichen Fleiß und besonders den Umgang mit Hasse, der beim Ausbruche des siebenjährigen Krieges nach Italien geflüchtet war, immer weiter in die Kunst ein, machte sich, nach Venedig zurückgekehrt, wo er als geachteter Musiklehrer sich erhielt, durch die erste ihm übertragene komische Oper bekannt — das Geschenk, das der schmutzige impresario dem Meister für die 20 Mal nach einander mit dem größten Beifalle gegebene Oper, huldvoll in die Hand drückte, waren — 10 Dukaten! — besuchte dann die Schule des Pater Martini; ließ eine seiner Arbeiten der verwitweten Kurfürstin, Maria Antonia, zu Dresden überreichen; sie wurde gütig aufgenommen und N. 1764 (nach sieben Jahren) in sein Vaterland zurückberufen. Bei einer zweiten Reise, die er nach Italien, in Gesellschaft Schusters und Seydelmanns, antrat, erwarb er sich besonders durch s. ernsthafte Musik eben so großen Beifall und Ruhm, als bei der dritten Reise 1772. Sehr viel ehrenvolle Anträge wies er zurück und ward endlich am sächsischen Hofe wirklicher Kapellmeister. In Schweden erwarb er durch die Oper »Amphion« (1776), noch mehr aber durch »Cora,« seine trefflichste Oper, 1780 nicht minder durch »Gustav Wasa,« die er alle selbst in Stockholm dirigirte, den ausgezeichnetsten Beifall; auch für Dänemark schrieb er mit gleichem Glücke den »Orpheus;« für den preußischen Hof die »Medea,« »Protesilaus« rc. Durch Erziehung der trefflichen Sängerin, Dem. Schmalz, und des nachher berühmt gewordenen Kapellmeisters Himmel erwarb er sich gleiches Verdienst. Der treffliche, auch als Mensch

in seinen bürgerlichen, häuslichen und geselligen Verhältnissen liebenswürdige Künstler starb, vom Schlage gerührt, den er sich auf einem Spaziergange im großen Garten durch Erkältung zugezogen, und wo er die ganze Nacht betäubt und gelähmt hülflos gelegen hatte, den 23. Oct. 1801. Außer s. bereits genannten Opern, zu deren vorzüglicheren auch noch »Tutto per amore;« »la dama soldato;« »Acis e Galatea« u. m. gehören, zeichnen ihn auch noch vorzüglich s. Compositionen für die Kirche, und darunter die des Klopstock'schen »Vaterunser,« als einen der achtungswürdigsten Künstler aus. Eine höchst interessante Biographie haben wir dem Professor A. G. Meißner (»Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's,« Prag 1803 u. 4, in 2 Thln.), und einige Nachträge dazu dem Hofr. Rochlitz in der »Leipz. allgem. musik. Zeit. v. 1829,« S. 22 fgg. zu verdanken.

Naumburg, preuß Kreisstadt, am Einflusse der Unstrut in die Saale; Schloß, Domkirche, Gymnasium, 1141 H. 9800 Ew. Leinen- und Wollenzeugweben, Vitriol- und Lederfabriken, jährlich zwei Messen, Wein- und Gartenbau, Wollenhandel.

Nautik, die Schifffahrtskunst, Schifffahrtskunde. **Nautiker**, ein Schifffahrtskundiger, Seemann; **nautisch**, schifffahrtskundig, zum Schiffswesen gehörig.

Navarino, 1) (Geogr.), (Neocastro), feste Hafenstadt an der Südwestküste von Morea, nördlich von Modon, hat 3000 Einw., darunter 300 Türken. Der Hafen ist vortrefflich, kann 2000 Schiffe bequem fassen und hat für die größten Linienschiffe genug Tiefe. Er besteht aus einer geräumigen Bucht, deren enge Einfahrt durch die lange Insel Sphakteria (Sphagia) auf der einen und auf der andern Seite durch eine lange Gebirgskette geschützt ist. Die Einfahrt ist so enge, daß nur 2 Schiffe auf einmal einlaufen können. 2) (Gesch.) Seit ältesten Zeiten ist N. wichtig; 425 v. Chr. vernichtete hier De-

mosthenes die stärkern spartanischen Schiffe; 1498 nahmen die Türken den Venetianern N. weg; 1644 sammelte Sultan Ibrahim hier seine gegen Candia bestimmte Flotte; bald darauf nahmen die Venetianer N. weg, von welchen es jedoch die Türken 1648 wieder eroberten; 1686 nahm sie Morosini für die Venetianer wieder; 1715 fiel sie von Neuem in türkische Hände. 1821 eroberten die Hellenen unter Tibaldo N. durch Capitulation; doch ging es am 23. Mai 1825 durch Complot der Besatzung an Ibrahim Pascha und die Aegyptier verloren. Es war nun die Hauptstation der türkisch-ägyptischen Flotte; aber am 20. Oct. 1827 vernichtete ein engl., franz. u. russ. Geschwader unter dem Oberbefehle des engl. Admirals Codrington (der französ. Adm. war de Rigny, der russ. Graf v. Heyden), das in den Hafen eingelaufen war, die daselbst in Schlachtordnung aufgestellte, weit stärkere türkisch-ägyptische Flotte, um die Pacification von Griechenland zu bewirken.

Navarra, 1) (Geogr.), (Obernavarra), spanisches Königreich und Provinz zwischen Frankreich, Aragonien, Segovia, Alava und Guipuscoa; 121⅔ QM. groß, mit 193,400 Ew., ein Gebirgsland der Pyrenäen, mit den großen Thälern: Baztan, Roncal, Roncesvalles und Arzcoa. Darin die Flüsse: Ebro, Aragon, Arga und Ega. Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, Bergbau auf Eisen, Kupfer, Steinsalz, Handel mit Weizen, Wein, Lakritzensaft, Wachs, Wolle, Käse und Eisenwaaren. Die Provinz ist in 5 Merindades eingetheilt. Die Hauptstadt ist Pampeluna. 2) (Gesch.), das Königreich Navarra entstand, als die Nachfolger Karls d. Gr. die nach W. bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieses großen Fürsten nicht zu behaupten verstanden. Ungeachtet es aus 2 Theilen, Obernavarra auf der Südseite und Niedernavarra auf der Nordseite der Pyrenäen, bestand, so standen beide Theile doch unter Einem Könige, bis Ferdinand von

Aragonien Obernavarra 1512 an sich riß. Von dieser Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Niedernavarra. Als Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon und der Erbin von Navarra, den franz. Thron bestieg, ward es wieder mit Frankreich vereinigt, u. die Könige von Frankreich nennen sich seitdem Könige von Frankreich u. Navarra.

Navigationsacte. Dieses englische Schifffahrts- und Seehandelsgesetz, die Grundlage aller nachherigen, wurde von Cromwell im Parlamente 1651 eingeleitet und durchgesetzt. Es war besonders gegen die Holländer gerichtet. Der Geist der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Elisabeth den ersten Grad der Ausbildung erlangt hatte, ward von dem umsichtigen Cromwell ganz aufgefaßt und für den Vortheil der Briten weislich benutzt. Die dort entstandene Idee der Alleinherrschaft auf dem Meere, zu welcher der Besitz der Ostseefahrt eine unerläßliche Bedingung war, die dazu nothwendige Vernichtung der holländischen Schifffahrt nach England und den Colonien, die seit dem Verfall der Hansa sich so sehr ausgebildet hatte, verbunden mit dem persönlichen Hasse Cromwell's gegen die Holländer, wegen der Theilnahme, die sie für die Stuarte gezeigt hatten, gab die Veranlassung zur N. In ihr wurde verordnet: 1) daß kein fremdes Schiff Güter nach engl. Häfen führen sollte als die Erzeugnisse des Landes, von dem das Schiff herkomme; 2) daß ein solches Schiff in britischen Staaten gebaut sein und dessen Mannschaft wenigstens zu 2 Drittheilen, nebst dem Capitain, geborne oder nationalisirte Briten sein müssen; 3) das kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes engl. Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern solle nehmen dürfen. Diese Acte verursachte der Handlung der Holländer einen unersetzlichen Verlust, sie mußten aber der überlegenen Macht Cromwell's nachgeben und bei dem Friedensschlusse mit ihm (1654) sich diesen und andern Bedingungen unter-

werfen. Als Karl II. den väterlichen Thron (1660) wieder bestieg, war es eine seiner ersten Handlungen, die N., aus Haß gegen die Holländer, zu erneuern. Für die 3 Hansestädte, Lübeck, Hamburg u. Bremen, und für Danzig hob er jedoch 1661 die Wirkungen der Acte wieder auf. Allein schon 1662 verlor Lübeck diese Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Briten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Ostseefahrt u. -Handlung an sich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb Karls II. Befreiungsbrief bestehen, indem diese immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens schiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeschlüsse der Vortheil davon sehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutscher Waaren auf engl. Schiffen begünstigt ward. So ungültig nun an und für sich Karls II. Befreiungsbrief nach dem engl. Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, so ward er doch in dem ersten von Wilhelm III. (1689) gehaltenen Parlamente neben der Bestimmung, daß fernerhin keine solche Privilegien mehr ertheilt werden sollten, ohne weitere Untersuchung bestätigt und blieb auch in seiner Gültigkeit, bis die Maßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieses Land und namentlich gegen dessen nachheriges sogen. Continentalsystem ergreifen mußte, jenes Privilegium in sich selbst vernichteten. So wie aber früher aus der N. die strengsten engl. Handelsverbote in jenem durch den ryswicker Doppelfrieden (20. Sept. u. 30. Oct. 1699) beendigteln 9jährigen Kriege, und the rule of 1756 geflossen sind, so ist auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimerathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten, welche in der neuesten Geschichte des europäischen See- und Landhandels eine so tief eingreifende Rolle gespielt haben. Vgl. die Abhandlung des Prof. Büsch im 2. Bde.

der von ihm und Ebeling herausgegeb. »Handlungsbibliothek« und Engelbrecht's »Corpus juris nautici.« Der Congreß der Verein. Staaten von Nordamerika hat eine ähnliche N. bekannt gemacht, die nach der engl. eingerichtet ist. Sie trat vom 1. Oct. 1817 an in Wirksamkeit. Eine gewisse feindliche Absicht gegen England ist dabei nicht zu verkennen; es läßt sich aber nicht erwarten, daß der Handel der Verein. Staaten dadurch gewinnen werde, weil jetzt die Zahl der Märkte und der Abnehmer sich vermehrt, und England selbst den Grundsatz der Handelsfreiheit nach dem Princip der Reciprocität ausgesprochen hat. Der Handel muß sich am Ende dahin ziehen, wo der Ausländer am liberalsten behandelt wird. Darum haben die brit. Parlamentsbeschlüsse von 1822 den Handel mit den engl. Colonien freigegeben, jedoch mit Ausschluß der Verein. Staaten.

Nävius (Cnejus), einer der berühmtesten unter den ältesten römischen Dichtern, aus Campanien, um 222, folgte, durch griechische Literatur gebildet, dem Beispiele des Livius Andronicus, und schrieb, Stoff und Form aus dem Griechischen entlehnend, Trauerspiele und Lustspiele, auch, in saturninischen Versen, ein historisches Gedicht: »de bello punico primo« (von den Grammatikern in 7 Bücher getheilt). Er mißfiel wegen der Freiheit, womit er in seinen Lustspielen, nach dem Muster der alten griechischen Komödie, die römischen Großen, besonders den P. Scipio und die Meteller angriff, dem ernsten Charakter der Römer und mußte aus Rom nach Utika entweichen. Glücklicher als N. waren Plautus und Terentius in Nachahmung der spätern griechischen Komiker.

Naxos, 1) (Geogr.) (jetzt Nakscha, Nachsia, Naxia), größte Central-Kykladeninsel im griech. Archipelagus; 5¼ QM. groß, mit 10,800 griech. Einw., bildet mit den benachbarten Kykladen die türk. Sandschakschaft Nakscha; 28½ QM. groß, mit 39,500 Ew. Die

Insel ist bergig, in den Ebenen und Thälern fruchtbar an Wein, Oliven, Feigen, Orangen, Granaten, Lorbeeren, Mastix, Baumwolle; Marmorbrüche und Handel. Sie hat eine Stadt gl. N., an einer kleinen Bucht; 4000 Ew. Schiffsrhede, Kastell, Bisthum. — 2) (Gesch.) N. hieß in den ältesten Zeiten Dia u. Strongyle; ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und der Mythus des Bacchus, dem sie geweiht war, machten sie im Alterthume berühmt. Noch sieht man neben der Quelle Ariadne die Trümmer eines Bacchustempels. Sie war reich an Getreide, an Wein, der zu dem besten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edeln Baumfrüchten und an Marmor, von welchem die u. d. N. Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Dieser Marmor verhärtet sich in der Luft und widersteht Jahrhunderte lang der Auflösung. Man nannte sie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Kleinsicilien. Dem Bacchus, als dem Schutzgotte der Insel, schrieben ihre Bewohner diese außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichsten Feste, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theseus verlassene Ariadne tröstete. Die ersten Bewohner der Insel sollen Thracier gewesen sein, welche später von Thessaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Thessalier, wegen einer anhaltenden Dürre, die Insel verlassen hatten, ließen sich bald nach dem trojanischen Kriege Karier, deren Anführer Naxos geheißen haben soll, daselbst nieder. Pisistratus unterwarf die Insel der athenienſischen Oberherrschaft. Nach dem Tode des Pisistratus erlangte Naxos s. Freiheit wieder und wurde außerordentlich blühend, theilte jedoch bald das Schicksal der meisten Inseln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrschaft der Perser gerieth. Als diese indessen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen versuchten, benutzten die Naxier diese Gelegenheit, um in den Schlach-

ten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Während des mithridatischen Kriegs ward die Insel von den Römern erobert. Dann unterwarf sie der Triumvir Antonius dem Protectorat der Rhodier, entzog sie jedoch diesem bald wieder, als sie dasselbe zu sehr mißbrauchten. So blieb Naxos in einem Zustande von Freiheit bis zu den Zeiten Vespasians, der sie zu einer römischen Provinz schlug. Hierauf folgte sie dem Schicksale des oströmischen Kaiserthums und gerieth nach dem Sturze desselben, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, unter die Oberherrschaft der Türken.

Nazarener wurden die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östlichen Asien christliche Gemeinden d. N. Die schon zu Anfange des 2. Jahrh. in Palästina entstandene Secte der Nazarener glaubte das jüdische Ceremonialgesetz mit den Vorschriften Jesu vereinigen zu müssen, und hielt sich an ein hebr. Evangelium des Matthäus.

Neapel, Königreich, s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel (Nap), Haupt- und Residenzstadt des Königreichs beider Sicilien in d. e Terra di Lavoro, am Meerbusen Napoli; gegen N. und W. von Bergen eingeschlossen; die schönste Stadt Italiens, hat mit den sechs Vorstädten: Posilippo, Fuori Grotte, Arenella, Capo di Monte, S. Giovanni Teduccio und Pietra bianca 5 M. im Umfange, über 40,000 H. 355,900 Ew., 6 Kastelle: S. Elmo, Castell nuovo, Castello dell' Uovo auf einem Felsen im Meere, Dorsena, del Carmine und S. Bremo. Die Luft mild, balsamisch und gesund; die Hitze des Sommers, außer wenn der Sirocco weht, gemildert durch die Kühlung des Meeres, dessen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie sein Schooß reiche Gaben aller Art spendet; die Felder prangend und blühend von Getreide und Wein, der zum Nachtheil reicher Getreide- und guter Weingewinnung in malerischen

Gewinden sich um Ulmen und edle Obstbäume rankt; ein reges, betriebsames Volk, kurz, Leben und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. Große Menschenmassen tummeln sich in den Straßen der Stadt, in welcher Nacht und Tag der rauschende Lärm nicht schweigt; die Straße Toledo, die größte und prächtigste unter allen, gleicht einem beständigen Markte, durch dessen Gewühl man sich drängen und stets der Gefahr ausweichen muß, von den blitzschnellen Curricoli (einspännigen Cabriolets) überfahren zu werden. Im Hafen, der übrigens nicht groß ist, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Hafendamm oder Molo ist stets von Menschen voll, die entweder Geschäfte treiben oder müßig vor einer Pulcinellenbude, um einen Taschenspieler oder Sänger und Improvisator versammelt sind. Die vornehme Welt wohnt und bewegt sich, zumal des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere sich erstreckenden Straßen Sta.-Lucia und Chiaja; namentlich ist letztere reich an stattlichen Palästen, vor denen unmittelbar am Meere Villa reale, ein königl. Garten, sich hinzieht, den u. a. die berühmte Gruppe des Farnese'schen Stiers schmückt. Königl. Palast, viele Manufakturen und Fabriken in Porzellan, musikalischen Instrumenten, Darmsaiten, Essenzen, Liqueurs, Seidenwaaren, Gold- und Silbertressen, Edelsteine, geschnittene Steine, Waaren von geschliffener Lava u. a., Schiffbau; Hafen, Handel, Erzbisthum, Universität, königl. Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, Sternwarte auf dem Hügel Capo di Monte, botanischer Garten, Museum Bourbon mit einer Bibliothek, Sammlung von Gemälden, Münzen, Vasen, Papyrusrollen und Alterthümern; Gesellschaft für Ackerbau, Manufakturen und Künste, Akademie des Seewesens, Musikschule. — Neapels Umgebung ist reich an Wundern der Natur, Kunst und unzähligen Ueberresten des Alterthums. An der Abendseite der Stadt

zieht sich der Bergrücken des Posilippo hin. Den Weg durch die Grotte des Posilippo verfolgend, gelangt man an den See von Agnano, der malerisch von Bergen eingeschlossen wird, unter welchen derjenige, auf welchem das Kloster Camaldoli liegt, der höchste ist. An seinen Ufern befinden sich die Schwitzbäder von S.-Germano, verschiedene Gewölbe, in welchen ein schwefeliger Dunst aus der Erde emporsteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane), deren Boden von einer Schicht kohlensaurer Luft bedeckt ist, in welche die Führer gewöhnlich einen Hund tauchen, und ihn dann, wenn er eben ersticken will, hervorziehen und an der freien Luft wieder zu sich kommen lassen. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein anderes, wildes, von den leukogäischen Felsen umschlossenes Thal. Am Fuße dieser Berge trifft man die Acqua delle Pisciarelle, ein mit Geräusch aus dem Boden hervorquellendes, schwefelhaltiges, sehr warmes Wasser. Von der andern Seite der Felsen liegt die Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchst merkwürdiges vulkanisches Thal (1000 Fuß breit und 1246 lang). Wahrscheinlich ist einst ein feuerspeiender Berg hier zusammengestürzt, aber nicht völlig erloschen. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt ist und beim Auftreten erzittert, ist Alles hohl; aus allen Löchern und Ritzen dringen Schwefeldämpfe hervor, die im Finstern leuchten sollen; der Ansatz des natürlichen Schwefels mit bunten, schillernden Farben an dem wilden Gestein, erhöht vollends das Grausige dieser Gegend. An der Ostseite Neapel's führt ein Weg zum Vesuv, nach Herculanum und Pompeji. Drei Miglien von Neapel liegt die Stadt und das Lustschloß Portici, dessen Bauart höchst geschmacklos und obenein unhaltbar ist; die Heerstraße führt mitten durch einen der Schloßhöfe. 16 Zimmer enthalten eine Sammlung von mehr als 1500 herculanischen Wandgemälden und andere aus

Herculanum gewonnene Schätze des Alterthums. In Caserta hat Karl III. ein prächtiges Schloß durch Vanvitelli erbauen lassen, das zwar durch seine Größe imponirt, aber mit seiner Gleichförmigkeit eher einer Caserne als einer fürstlichen Wohnung gleicht. Herrlich ist die Lage; und einzig in ihrer Art dem kühnsten Römerwerke vergleichbar die berühmte Wasserleitung (Aquedotto Carolino), welche 12 Meilen weit das Wasser vom Monte Taburno nach Caserta bringt. Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf vor Neapel längs der Küste, oder nach den Inseln, gehört zu den herrlichsten Genüssen der ganzen italienischen Reise. Capri, welches so wunderbar den Blick fesselt, ist entfernter; bequem zu nähern Ausflügen liegen die kleinen Inseln Lazaretto und Nisida, und nahe bei Baja und Miseno, Procida und Ischia.

Neapolitanisches Gelb (ital. il Solfo frustato, Maler.), eine hochgelbe Farbe, zur Oel-, Wasser- und vorzüglich zur Schmelzmalerei brauchbar. Es wird als eine feste, poröse Erdart gegraben; es verliert die Farbe im Feuer nicht und läßt sich durch keine Säure auflösen. Man hält es für ein vulkanisches Produkt, oder für eine Art Eisensafran. Da es ein schwarzes Salz enthält, muß es durch mehrmaligen Wasseraufguß abgesüßt werden. Nimmt man die auf dem Reibstein geriebene Farbe mit einem eisernen Messer ab, so bekommt sie dadurch ein grauliches oder grünliches Ansehn. In den Glashütten wird es zur Reinigung des Glases gebraucht und thut bessere Dienste als Braunstein. Man bereitet es aber größtentheils künstlich aus Spießglanz, Blei, Federalaun und Salz.

Nebel, insbesondere die durch Niederschlag wässeriger Dünste in der Atmosphäre in weiten Räumen und zwar in Niederungen sich

bildende Trübung, die dem Blicke, auf längere oder kürzere Weiten, bei dichtem N. auf wenige Schritte hinaus, die Gegenstände ganz entzieht und auch in geringern Entfernungen sie ihren Umrissen und ihrem Colorit nach undeutlich macht. N. unterscheiden sich von Wolken nur dadurch, daß sie sich bis zum Standpunkt des Beobachters herabsenken; daher auch Bergbesteiger, wenn sie bis in die Wolkenregionen gelangen, Alles um sich herum in N. erblicken. Das tiefere Herabsteigen des N.s ist theils die Folge der mehrern Dichtigkeit der Dünste, wodurch sie schwerer werden, theils auch davon, daß die Dunstbildung in der Atmosphäre in tiefen Gegenden anhebt. N. entstehen, besonders in warmer Jahrszeit, während des Nachts über feuchten Gegenden oder Wassersammlungen, Flüssen u. dgl., die daher fast immer in der frühesten Morgenzeit mit N. überdeckt sind, wo aber dann, nachdem die Sonnenstrahlen auch diese tiefen Gegenden erwärmt haben, der N. sich hebt und unter der Hebung sich verliert, indem die wärmere Luft die Dünste auflöst und in sich aufnimmt. Die nächste Veranlassung zur Bildung von N.n ist schon eine schnelle Temperaturveränderung, weil kältere Luft nicht so viel Wasserdunst rein aufgelöst halten kann, als erwärmte, und dieser dann sich in Bläschen niederschlägt; daher auch zur Frühlings- und Herbstzeit N. am häufigsten vorkommen. Doch wirken auch dieselben Veränderungen, die überhaupt trockene und nasse Witterung bestimmen, auf die Nebelbildung ein. Im Allgemeinen sind sie in nördlichen Gegenden, in der Nähe von Meeren und auf dem Weltmeere selbst häufiger als in südlichen Ländern und auf hohen Landebenen. Aus ihnen legt ein Theil des Wasserdunstes sich auf trockene Körper an, in dem Maße, als diese überhaupt hygroskopischer Natur sind, wie z. B. Haare; daher alle N. nässen u. um deswillen auch in diätetischer Hinsicht Vorsichtsmaßregeln, besonders bei längerem und ruhigerem Aufenthalt in

ihnen unterliegen. Manche N. sind mit Gerüchen verbunden, indem ihnen noch andere Ausdünstungsstoffe beigemischt sind, deren Natur noch nicht recht im Klaren ist, die dann als stinkende N. bezeichnet werden. Eben so wie Wolken bei zunehmender Verdichtung sich in Regen ergießen, schlägt sich auch aus dichtem N. Wasser in tropfbarer Form nieder, obgleich solches noch nicht in wirklich unterscheidbaren Tropfen sich versammelt, was man dann als Naß niedergehen bezeichnet, was aber bald, unter Zunahme, sich auch in wirklichen Regen verwandelt.

Nebelflecke, lichte, aber zugleich nebelartig erscheinende Flecke am Sternenhimmel, wovon nur wenige einem scharfen, aber unbewaffneten Auge (wie der in dem Gürtel der Andromeda), oder auch in gewöhnlichen Fernröhren (im Orion, im Antinous, Herkules, Schützen, Wassermann u. a.) wahrnehmbar sind, die aber Herschel zuerst, als die merkwürdigste und erstaunungswertheste Erscheinung der ganzen Natur, sowohl hinsichtlich der Häufigkeit ihres Vorkommens, als auch ihren übrigen Eigenheiten nach, durch sein Riesenteleskop erkannte, und die seitdem fortwährend Gegenstand astronomischer Beobachtungen in den vervollkommneten astronomischen Sehröhren der neuesten Zeit sind. Sie erscheinen in diesen theils als eine Masse, aus dicht an einander stehenden kleinen Sternen gebildet (Sternhaufen); theils bleiben sie aber auch bei jeder Vergrößerung noch nebelig (unauflöslich). Herschel führte in seinen drei ersten Verzeichnissen (von 1791, 1794 und 1807) solcher N. 2500 auf und stellte sie als glänzende, schwach erleuchtete, schimmernde, mit planetarischem Lichte scheinende, sehr große, sehr gedrängte und reiche, dichte Haufen (ungleich zerstreute Sternhaufen) unter 8 Klassen. Er fand bei einer sorgfältigen Musterung des Himmels 288 glänzende Nebel, 907 lichtschwache, 978 sehr lichtschwache, 78 planetarische Ne=

bel und Nebel von merkwürdiger Gestalt, 52 sehr große Nebel, die sich über einige Grade des Himmels erstrecken, im Ganzen 2303 N. Am zahlreichsten kommen sie in der Milchstraße, doch auch häufig außerhalb derselben vor. Herschel faßte den schwindelnden Gedanken, die N. selbst für Milchstraßen, oder dieser gleiche Lichtzonen, nur in unendlich weiter Entfernung, zu erklären.

Nebenius (Karl Friedrich), großherzogl. badischer geh. Rath, geb. am 29. Sept. 1784 zu Rhode, einem ehemaligen markgräfl. badischen Marktfl. bei Landau, in der jetzigen bairischen Rheinprovinz. Von seinen Einsichten in die Staatswissenschaften zeigt sein mit Beifall aufgenommenes Werk über den Credit, das einzige bis jetzt, welches diesen Gegenstand ausführlich behandelt hat. In seinen »Bemerkungen über den Zustand Großbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht«, entwickelte er s. Ansichten von diesem Gegenstande nach den davon vorhandenen gedruckten Materialien. 1824 erhielt er das Commandeurkreuz des großherzogl. hessischen Verdienstordens.

Nebensonnen, gehören zu den von Zeit zu Zeit vorkommenden optischen Meteoren und bestehen darin, daß neben der Sonne noch ähnliche Lichtgestalten am Himmel auf kurze Zeit erscheinen. Dies Phänomen kommt immer in Verbindung mit einem farbigen Ringe, oder auch 2 oder 3 concentrischen Ringen, oder doch Ringtheilen, um die Sonne und einem größern, aber weißen Ringe, oder auch Ringstücken, vor, die innerhalb dieses Ringes, wie dieser selbst, das Zenith des Beobachters zum Mittelpunkt haben, also in horizontaler Richtung verlaufen. Wo nun diese beiderseitigen Ringe oder Ringstücke sich schneiden, da erscheinen lichtere Stellen, zum Theil mit Schweifen, die ähnlich der Sonne, obgleich mehr oder weniger in mattem Lichte glänzen. Ist das Phänomen vollkommen ausgebildet (wie Hevel solches 1661 beobachtete), so erscheinen 6 N. zugleich. Ge-

wöhnlich kommen aber nur 2 oder 4 vor. Es bleibt in diesem Phänomen noch Manches unerklärlich; doch ist die von Huygens aufgestellte Hypothese noch immer die genügendeste, daß die N. nämlich durch kleine Eisnadeln mit unsichtigem Kerne entständen, welche durch einen gefrornen Wassertropfen an dem einen Ende in der Atmosphäre sich in verticaler Richtung erhielten; durch dieselben bildeten sich Ringe, und bloß durch Verstärkung der Refraction, da wo die Ringe sich schneiden, entständen die N. — Nebenmonde, dasselbe Phänomen, welches sich in Art der Nebensonnen und auf gleiche Veranlassungen bei hellem Mondenschein zuweilen um den Mond herum darstellt.

Nebukadnezar oder **Nabuchodonoser**, König von Babylon, regierte von 606—563 vor Chr. Er war der Sohn des Nabopalassar, welcher (640—626) das babylonische Reich aufs neue von der assyrischen Monarchie unabhängig gemacht hatte. N. erweiterte das babylonische Reich durch seine Eroberungen bis zu den westlichen Grenzen von Asien. Er schlug den König von Aegypten, Necho, bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiatischen Eroberer, welche besiegte, unruhige Völkerstämme in andre Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst u. d. N. der babylonischen Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Libyen bis zur Westküste von Afrika vorgedrungen sein. Die Pracht Babylons ist sein Werk. Daß er 7 Jahre lang ein Ochse gewesen sei, scheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Mensch sich in einen Wolf oder in ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müssen, als vielmehr die Manier überhaupt zu bezeichnen

oder mit irgend einer orientalischen Symbolik in Verbindung zu stehen. (Vgl. Assyrien und Babylon.)

Neckar, Fluß in Süddeutschland, entspringt bei Schwenningen im würtembergischen Schwarzwalde, 5000 Schritte von Donaueschingen, einer der Donauquellen, 2084 F. über dem Meere; von der Einmündung der Enz an wird er schiffbar. Die jetzige würtemb. Regierung hat seine Beschiffung durch Verbreitung, Austiefung und Durchstechungen sehr verbessert. Die Murr, Kocher, Erz, Jart und Filz nimmt er auf, ehe er sich bei Manheim in den Rhein ergießt. Er hat reizende, sehr abwechselnde Ufer und fast überall ein weites Thal und schöne Wiesengründe.

Neckarweine, leichte, wohlschmeckende, gesunde Weine, in den Ländern gebaut, durch welche der Neckar fließt. Der beste kommt von Affenthal, Baden, Durlach, vorzüglich Eyburg, Mündelsheim (hält sich lange), Gretzingen, Stuttgart, Sulzberg (ein guter rother **Bleicher**), Steten (ein guter blanker Wein, **Brotwasser**), Wangen, Weinsberg (ein trefflicher weißer Wein). Von den in der Pfalz wachsenden Weinen sind die besten: die heidelberger, rohrbacher, mußbacher, kirchheimer, edinger, weinheimer und neckarhausener.

Neckarschifffahrt und -Handel. Die Neckarschifffahrt ist wahrscheinlich schon zur Zeit der Römer, welche an ihm ansehnliche Niederlassungen hatten, im Gange gewesen; der obere Theil des Neckars ist später wegen Seichtigkeit nicht befahren worden, wurde es aber im 18. Jahrh. durch die Bemühung der Herzoge von Würtemberg, trotz der Einsprüche und Verhinderungen Heilbronns. Offen aber blieb immer die Schifffahrt auf dem untern Neckar, bis 1803 Manheim zum Umschlagsorte bestimmt wurde, wozu die Nothwendigkeit, die Waaren auf leichtere Schiffe umzupacken, zu rathen schien. Auf dem Congresse zu Wien trug Würtemberg in der Si-

zung der Commission für die Freiheit der Flußschifffahrt vom 13. März 1815 auf die Aufhebung des gezwungenen Umschlagsrechtes zu Manheim an. Die badische Congreßgesandtschaft, welche von ihren eignen Schifffahrtsverhältnissen nicht genug unterrichtet schien, gab dessen Existenz stillschweigend zu und beschränkte sich auf den Gegenantrag, daß auch der heilbronner Stapelplatz aufhören müsse. In einer am andern Tage übergebenen nachträglichen Note war sie aber doch so vorsichtig, sich des Ausdruckes: erzwungenes Umschlagsrecht, zu enthalten. Gänzliche Abschaffung jedes Stapelzwanges und völlige Schifffahrtsfreiheit auf dem Neckar wurden von der Congreßcommission vertragsweise für die betheiligten Regierungen beschlossen. Die Artikel, welche einem künftigen gemeinschaftlichen Schifffahrtsreglement von den Neckaruferstaaten, Würtemberg, Baden und Hessen=Darmstadt, zum Grunde gelegt werden sollen, sind ganz die nämlichen, wie sie für den Mainstrom festgesetzt sind. Noch ist aber zu deren Ausführung kein Schritt geschehen, weil Baden, welches die Neckarschifffahrt beherrscht und ganz allein Zölle auf dem Neckar besitzt, wahrscheinlich den nämlichen Satz, wie in Hinsicht der Mainschifffahrt aufstellt, daß vorerst das definitive Rheinschifffahrtsreglement hergestellt sein müsse. Würtemberg besteht nicht ganz mit Unrecht darauf, daß der manheimer für alle Neckarschiffe angeordnete Umschlag schon jetzt aufhören müsse, da Heilbronn nicht mehr gesperrt, sondern durch den mit großen Kosten angelegten herrlichen Wilhelmskanal die Schifffahrtsfreiheit auf dem obern und untern Neckar geöffnet sei. Die deshalb 1820 zu Heidelberg zwischen einem würtembergischen und einem badischen Bevollmächtigten stattgefundenen Unterhandlungen hatten keine Resultate. Diese zu erlangen, würde sehr schwierig gewesen sein, und hätte bei der jetzt offenen Schifffahrt von Manheim bis Kannstadt einen wohlthätigen Einfluß auf die überwiegende Con=

currenz des Mainstromes haben müssen, wäre nicht der badische B
vollmächtigte zu Heidelberg in der nämlichen Lage gewesen, in der e.
sich von 1816—18 als erster badischer Rheinschifffahrtscommissair zu
Mainz befand. So entbehrt also, mehr der Persönlichkeit als der
Sache wegen, der Neckar noch immer die ausgedehntere Handelsschiff-
fahrt, deren er sich bei weit wenigern und unbedeutendern Krümmun-
gen, als die des Mainstroms sind, vorzugsweise vor demselben er-
freuen könnte. — Auf dem untern Neckar treiben 226 Schiffer, fast
alle aus dem Badischen und Hessischen, die Schifffahrt mit 248
Fahrzeugen, deren Ladungsfähigkeit von 100 bis zu 1400 Ctnr. steigt,
und die in 15 Häfen vertheilt sind. Die Neckarschiffe, welche
Hümbler genannt werden, wenn sie zu Ladung der Kaufmannsgüter
dienen, sind von eben so starkem Bau wie die Mainschiffe, führen ein
Schober= oder Schubersegel zu Berg, welches zwar die holländische
Form hat, aber doch davon an Größe und Stärke so wie an wesent-
lichen Eigenschaften verschieden ist. Es dient auch zum Decken der
Güter. Sie haben Stränge zum Landen zu Thal, und eine Zugleine
zu Berg. — Den obern Neckar befahren nur 7 würtemb. Schiffer
mit eben so viel Fahrzeugen, deren Bau sich von den übrigen lediglich
durch eine mindere Breite unterscheidet, indem sie wegen der vielen
Mühlen auf dem obern Neckar, welche bisher die Schifffahrt über-
haupt erschwerten, geeignet sein müssen, die schmalen Fahrgassen der-
selben passiren zu können. Uebrigens ist der Lauf des obern Neckars,
wenige Stellen ausgenommen, eben so ruhig, als der des untern Ne-
ckars auf badischem und hessischem Gebiete zum Theil schnell und rei-
ßend. — Die Handelsschifffahrt auf dem Neckar, als dem vorzüglich-
sten Kanal für den Handel mit der Schweiz durch den Friedrichsha-
fen, sodann nach Baiern, Oestreich u. s. w. über Ulm in die Donau,
hat bei weitem noch nicht die Größe erreicht, deren sie bei richtiger Be-

=ndlung fähig wäre. Kannstadt und Manheim sind die natürlichen Grenzpunkte des Neckarhandels. Ersteres ist auch der Mittelpunkt von 9 großen da zusammenlaufenden Heerstraßen. Würde vollends der schon unter den frühern Regierungen Würtembergs zur Sprache gebrachte Plan einer Verbindung des Neckars mit der Donau ausgeführt werden, so könnte der bedeutendste Einfluß desselben auf den Zug des großen Welthandels, so wie ein entschiedenes Uebergewicht über den Mainhandel nicht fehlen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sogar diese Verbindung noch leichter ausführbar wäre als die zwischen dem Main und der Donau. — Hauptgegenstände der Versendungen auf dem Neckar sind außer Holz und getrocknetem Obst, Gips, Potasche, Lohrinde und Blättertabak. Die Einfuhr= und Transitartikel bestehen hauptsächlich in Colonialwaaren. Um den Güterzug von und auf dem Neckar im Verhältniß der frühern zur neuesten Zeit, und die Wichtigkeit dieses Punkts für den Handel beurtheilen zu können, fügen wir folgende zuverlässige Notizen bei. 1808 lieferte der Stapelplatz Mainz nach Manheim und in den Neckar 60,935, und 1809, 22,403 Ctnr. 1808 erhielt Mainz von dem Neckar die Quantität von 104,838, und 1809, 90,570 Ctnr. — 1821 kamen im Hafen von Mainz an, vom Neckar 180,963, und 1822, 127,744 Ctnr. 1821 sind von Mainz in den Neckar abgegangen 124,118 und 1822, 123,264 Ctnr. Dabei sind aber die beträchtlichen Versendungen von und nach Frankfurt, so wie von und nach Straßburg eben so wenig als die Sendungen aus dem Neckar nach dem Mittelrhein (zwischen Mainz und Köln) in Anrechnung gebracht. Der Neckarstrom bei Manheim ist übrigens auch ein sehr wichtiger Punkt für die Flößerei. Aus dem großen Magazine derselben, vom Schwarzwalde, kommen die Hölzer mittelst der Enz und Nagold in kleinen Flößchen auf den Neckar. Hier werden sie zu großen breiten Thal=

flößen, meistens nach Holland bestimmt, zusammengefügt, was aber jetzt nicht mehr so häufig wie vormals geschieht, weil mehrere der stärkern Holzgattungen nach Frankreich abgesetzt werden. 1822 wurden dennoch aus dem Neckar herausgeflößt 3413 Cub.-M. Eichen und andern harten Holzes, und 34,245 Cub.-M. Tannen und andrer weichen Holzgattungen.

Necker, 1) (Jacques), Ludwigs XVI. Finanzminister, geb. 1734 zu Genf, Sohn eines Professors des Staatsrechts daselbst; widmete sich zu Paris dem Handel mit so glücklichem Erfolg, daß er zu einem beträchtlichen Vermögen gelangte, welches er durch kluge Benutzung der ihm zeitig bekannt gewordenen Nachricht vom Friedensschluß 1763 bis auf 6 Millionen Franken vermehrte. Er legte, nachdem er sich durch mehrere Schriften über Politik und Handel bekannt gemacht hatte, seine Handelsgeschäfte nieder und nahm die Stelle eines Residenten der Republik Genf bei dem französischen Hofe an, wodurch er Gelegenheit erhielt, seine Kenntnisse im Finanzwesen den Ministern bemerklich zu machen. Durch eine Abhandlung über den Getreidehandel (1775) gewann er den Beifall des Volkes und durch eine Denkschrift über die Hülfsquellen der französischen Staatseinnahme erregte er die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Er wurde, wie er es gewünscht hatte, für den Mann angesehen, der allein fähig wäre, der damaligen Verwirrung der französischen Finanzen ein Ende zu machen, und 1776 zum Director des königl. Schatzes, 1777 aber zum Generalcontroleur der Finanzen ernannt, nahm jedoch hierfür keinen Gehalt. Unter ungünstigen Verhältnissen leistete N. über alle Erwartung viel, stellte den Staatscredit her, schaffte durch Anleihen die zum Kriege nöthigen Summen herbei, schränkte die überflüssigen Ausgaben des Hofes und bei der Verwaltung ein, schaffte die Generalpächter ab, führte die Provinzialständeversammlun-

gen ein, hob eine große Menge überflüssiger Aemter auf und konnte bald die gute Wirkung seiner Amtsführung darthun und in einer öffentlichen Rechnungsablegung einen Ueberschuß der Einnahme gegen die Ausgabe von 10 Millionen nachweisen. Dieser glückliche Erfolg machte ihn zum Abgott des Volks, zog ihm aber den Neid der Minister, besonders die Eifersucht des Grafen von Maurepas, den Haß des hohen Adels und die Feindschaft der Parlamente zu, und von diesen ihm feindseligen Parteien gestimmt willigte der König im Mai 1781 in dessen Entlassung, als er aus Ehrgeiz Sitz und Stimme im Staatsrath begehrte und von der Gewährung dieser Forderung die längere Verwaltung seines Amts abhängig machte. N. ging nach der Schweiz und kaufte daselbst die Herrschaft Copet. Seine Nachfolger bei der Finanzverwaltung machten durch ihre Unfähigkeit N.'s Verlust doppelt fühlbar. Einer davon, Calonne, brachte durch seine thörichte Verschwendung die Finanzen aufs Neue in eine solche Verwirrung, daß ein Deficit von 25 Millionen Franken entstand. Er suchte die Schulden davon auf N.'s Verwaltung zu schieben; dieser aber kam 1787 nach Paris und wies den ihm gemachten Vorwurf in einer Denkschrift mit siegreichen Gründen zurück, weshalb ihn der König, der ihm die Bekanntmachung der Rechtfertigungsschrift untersagt hatte, von Paris verbannte. Doch 1788 wurde er zurückgerufen und abermals an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt. Nun war aber die Lage der Dinge so sehr verschlimmert worden, daß die der Regierung zu Gebote stehenden Mittel nicht mehr ausreichen wollten, die Verlegenheiten auszugleichen; die Gemüther waren in Gährung, und die Zusammenberufung der Reichsstände konnte nicht vermieden werden. Dadurch, daß N. sich für die doppelte Zahl der Deputirten des 3. Standes erklärte, wurde er den Großen verhaßt; durch seine Vertheidigung der Rechte des Thrones dem Volke als ein Anhänger der

Despotie verdächtig. Der König verabschiedete und verbannte ihn aus Frankreich. Das Volk gerieth darüber in Trauer und Wuth, und Ludwig XVI. sah sich genöthigt, ihn zurückzuberufen. Frankreich empfing den Wiederkehrenden als seinen Retter mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude, und noch einmal gelang es ihm, die Gemüther zu beruhigen, doch nur auf kurze Zeit; denn schon hatten Mirabeau und andere Volkshäupter sich der öffentlichen Meinung bemächtigt, und ihnen gelang es, N., der stets von tumultuarischen Maßregeln abrieth, als einen Aristokraten darzustellen und um allen Einfluß zu bringen. Er nahm nun im September 1790 von der Nationalversammlung seine Entlassung und zog sich mit Zurücklassung von 2 Millionen Franken, die er der Regierung vorgeschossen, und seiner Grundstücke in Paris, nach Copet zurück. Er wurde auf seiner Reise dahin, von dem Volke, welches vor einigen Monaten seinen Wagen im Triumph gezogen hatte, verhöhnt und beschimpft. Er st. zu Genf **1804.** Bemerkenswerthe Schriften: »Eine Vertheidigung der französisch-ostindischen Compagnie,« Paris 1769; »Eloges de Colbert,« ebend. 1773; »Essai sur la législation du commerce de grain,« ebend. 1774; »Comte rendu au Roi,« ebend. 1778; »Sur l'administration des finances,« ebend. 1784 (klassisch; 80,000 Exemplare waren in wenigen Tagen davon verkauft); »De l'administration de Mr. Necker par lui-même,« Genf 1791; »Du pouvoir exécutif dans les grands états,« ebend. 1791; »Réflexions offertes à la nation française,« ebend. 1793 (Vertheidigungsschrift Ludwigs XVI., nach deren Erscheinen er auf die Emigrantenliste kam); »De la révolution française,« ebend. 1796; »Cours de morale religieuse,« 3 Bde., ebend. 1800; »Derniers vues de politique et des finances,« ebend. 1802 (gegen Bonaparte gerichtet). 2) (Susanne), des Vorigen Gattin, die Tochter des Predigers

Curchod zu Nyon im Canton Bern, hatte eine treffliche Erziehung genossen und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. Hier lernte sie N. kennen. Beider Verbindung (1765) war die Folge gegenseitiger Zuneigung, welche ungeschwächt bis an ihren Tod, zu Copet 1794, fortdauerte. Mad. N. war von dem trefflichsten Charakter, unter allen Umständen eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geist und Herzen gleich ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente sie sich ihres Ansehns und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Kosten ein Hospital gegründet, dem sie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte sie ihres gebildeten Geistes wegen viele Freunde und Verehrer, besonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher Letztere sie sehr genau geschildert hat. Sie ist die Verfasserin der Schrift: »Des inhumations précipitées« (1790), des »Mémoire sur l'établissement des hospices« und der »Réflexions sur le divorce« (1793), worin sie, den Grundsätzen der protestant. Kirche entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen behauptet. Man findet im Ganzen in dieser Schrift mehr Gefühl als Beweisgründe und oft eine schwülstige Schreibart. Nach ihrem Tode wurden »Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker« (1798, 3 Bde.) und »Nouv. mélang.« (1801, 2 Bde.) herausgegeben.

Neefs (Peter), 2 niederländ. Maler, Vater und Sohn. Der Vater, welcher berühmter geworden ist, ward zu Antwerpen 1580 geb. und lernte die ersten Anfangsgründe der Malerei bei dem ältern H. Steenwyk. Van Tulden und Teniers malten gewöhnlich die Figuren in seine Bilder, welche als Staffage untergeordnet sind.

Neer, 1) (Artus van der), Landschaftsmaler in Amsterdam;

lebte im 17. Jahrh. und wußte besonders das Wasser auf das Täuschendste darzustellen. Auch seine Winterlandschaften und Feuergemälde sind berühmt. 2) (Eglon van der), geb. zu Amsterdam 1643, des Vor. Sohn; ausgezeichneter Historien-, Portrait- und Landschaftsmaler; die Landschaften staffirte er mit Figuren und Thieren. Er arbeitete besonders in Frankreich, bei dem Grafen Dohna und an dem kurfürstlichen Hof in Düsseldorf, woselbst er 1703 st. Der König von Spanien ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Er stellte die Natur mit bewundernswürdiger Genauigkeit dar. Sein Pinsel ist markicht, sein Colorit reizend und die Ausführung leicht und geistreich.

Neergaard (Tönnes Christian Bruun, Baron v.), k. dän. Kammerherr, geb. den 26. Nov. 1776 auf Svenstrupgaard in Seeland, trat nach beendigten Studien eine mineralogische Reise nach Deutschland, später (1799) nach Norwegen an. Von hier begab er sich von neuem nach Deutschland, der Schweiz, dann nach Frankreich und 1802 nach Spanien. Nach einem 6monatlichen Aufenthalte daselbst rief ihn der Tod seiner Mutter nach Dänemark zurück; doch reiste er schon 1803 wieder nach Stockholm, von da nach Petersburg, dann wieder nach Paris und 1806 nach Italien, worauf er für einige Zeit seinen Wohnplatz in Paris nahm, endlich aber in sein Vaterland zurückkehrte. N. ist königlich dänischer Kammerjunker. Schriften: »Journal du dernier voyage du C. Dolomieu dans les Alpes,« Paris 1801; dänisch, von P. H. Mönster, Kopenhagen 1802, und »Voyage historique et pittoresque du nord d'Italie.« I—VIme livraison, Paris 1812—1815, Fol.

Neerwinden, Dorf in der Provinz Südbrabant (Königreich der Niederlande); hat 300 Ew. Hier 2 Schlachten. In der ersten (auch die Schlacht bei Landen genannt), den 29. Jul. 1694, schlug der Marschall von Luxemburg die Verbündeten unter König

Wilhelm von England und dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern; in der zweiten, am 16. März 1793, wollten die bei Aldenhofen geschlagenen Franzosen unter Dumouriez, 46,000 M. stark, die eroberten Niederlande gegen 43,000 Oestreicher und Preußen unter dem Prinzen Josias von Koburg vertheidigen. Die Franzosen standen à cheval auf der Chaussee von Lüttich nach Brüssel aufgestellt. Dumouriez wollte mit dem rechten Flügel die Oestreicher überflügeln, verweigerte aber den linken nicht genug. Während daher jener die Oestreicher schlug, überwand der Prinz Friedrich von Braunschweig den franz. linken, nahm eine schiefe Stellung gegen sie, die Unordnung verbreitete sich nun nach dem Centrum und dem rechten Flügel, und endlich mußten sich die Franzosen mit einem Verlust von 4000 Todten und Verwundeten und 29 Kanonen zurückziehn. Verlust der Teutschen: 2750 Mann. Folgen: die Wiedereroberung der Niederlande durch die Verbündeten und Dumouriez's Verrath.

Nees v. Esenbeck (Christian Gottfried), Doctor der Heilkunde, Prof. der Botanik zu Bonn, geb. am 15. Febr. 1776.

Negation (v. lat. negare, verneinen, nicht zusagen, abschlagen), die Verneinung, Läugnung. Negando sich einlassen, die Punkte einer Klage verneinen, abläugnen. Negativ, verneinend. Negative Größe, eine kleinere, im Verhältnisse zu einer andern Größe; negativer Schlag, bei Gewittern, ein solcher, welcher von unten in die Höhe fährt; i. d. Elektricität ein Schlag, wo die elektrische Kraft entgegengesetzte Richtung erhält und zurückwirkt. — Die Negative, verneinende, abschlägliche Meinung oder Erklärung; verneinender Satz.

Neger, eine Menschenraçe auf der Nordwestküste und im Innern von Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes Wollhaar, platten Hirnschädel, vorgestreckte Kiefern, dicke

aufgeworfene Lippen und schwarze Farbe auszeichnet. Man darf mit ihnen nicht die Mauren oder Mohren der Nordküste von Afrika verwechseln, die keine Neger sind. In Afrika hebt die Negerbildung westlich von der Gegend vom Senegal und der Gambia an, ist südwärts in Ober- und Niederguinea am stärksten ausgedrückt und geht dann durch die Kaffern und Hottentotten in andere (malaiische) Bildung über; auf der östlichen Küste hebt sie erst von der Südgrenze von Habesch an und geht durch Zanguebar bis Mosambik und Monomotapa, ist aber überhaupt weniger rein; wie es sich damit im Innern von Afrika verhalte, ist noch unbekannt. Das heiße Klima aller dieser Gegenden mag wohl die Hautfärbung begünstigen; jedoch alleinige Ursache der Schwärze der N. ist sie nicht. Unter gleichem Klima der heißen Zone kommen sehr verschieden gefärbte Menschen vor; weiße Menschen werden in Afrika selbst nur dunkler, nie aber, auch in folgenden Generationen, negerschwarz, wenn sie sich nur nicht mit Eingebornen begatten. Negerkinder werden gelblich weiß geboren und sind nur an einigen Körpertheilen, wie um die Augen und um die Brustwarzen herum, auch an den Rändern der Nägel, schwarz gefärbt, werden aber sehr bald (schon zwischen dem 3. und 6. Tag) schwarz, ehe noch das Klima einwirkt; auch behalten Negerfamilien in andern und gemäßigtern Erdstrichen ihre Schwärze mehrere Generationen hindurch und geben, mit Weißen vermischt, Nüancen von dunkler und heller Hautfarbe, in dem Maße, als die Vermischung mit Weißen durch mehrere Generationen hindurch sich wiederholt. — Der Sitz der schwarzen Farbe des N.s ist das Schleimnetz und die äußere Fläche der Lederhaut, daher die Schwärze wegfällt, wenn das Schleimnetz zerstört ist, wie bei Narben und bei manchen Arten des Aussatzes; auch wird in Krankheitszuständen allerlei Art, auch in hohem Alter, die bei kräftigen und gesunden N.n glänzende Schwärze matt,

bräunlich oder ins Graue fallend; auch sind die mit dickerer Oberhaut überkleideten Körperstellen, namentlich die innern Hautflächen und Fußsohlen, weniger schwarz; an den Wangen junger Negerinnen schimmert zuweilen etwas Röthe durch. Aber nicht die Schwärze allein macht die Negerhaut zu einer eigenthümlichen, sondern diese zeichnet sich auch durch sammetartige Weichheit, Fettigkeit beim Anfühlen und reichliche Absonderung eines knoblauchartig riechenden Schweißes aus, der mit der Kräftigkeit der übrigen Negerbildung in Uebereinstimmung steht, daher auch bei den verschiedenen Negernationen abweichend ist; der Geruch dieses Schweißes theilt sich selbst den Fußtapfen des N.s auf einige Zeit mit. Ueberhaupt darf man nicht übersehen, daß die Hautschwärze wohl der am meisten in die Augen fallende Charakter der N. ist, aber kaum als Hauptcharakter angesehen werden kann. Als Albinos ist der N. ganz weiß, bleibt aber deswegen noch derselben Menschenrace angehörig. Das eigentlich Unterscheidende geht nämlich von der allgemeinen Körperbildung, insbesondere aber von der Kopfbildung aus, und da der Knochenbau die Grundlage der ganzen Körperform ist, so ist es auch der Negerschädel vornehmlich, der eine von den Schädeln anderer Menschenracen auffallend abweichende Bildung hat. In ihm ist nämlich wegen vorwaltender Ausbildung des Gesichtstheils vor der des Hirnschädeltheils, wegen Verlängerung beider Kiefer vorwärts und bei dem kleinern Gesichtswinkel (von nur etwa 70°, wogegen er beim Europäer 80° bis 90° beträgt) eine Annäherung an die Affenbildung nicht zu verkennen. Die Stirn ist weniger vorwärts gewölbt, auch der Hinterkopf platter; von einer Seite zur andern erscheint der ganze Schädel wie zusammengedrückt; das Gehirn findet in ihm verhältnißmäßig weniger Geräumigkeit. Aeußerlich stehn die Jochbogen weiter vom übrigen Schädel ab; die Backenknochen springen bedeutend vor, sind stark und breit, fast

viereckig; die Augenhöhlen sind geräumiger, und ihr äußerer Umfang ist weiter; die Nasenlöcher machen gegen einander einen sehr stumpfen Winkel, die birnförmige Oeffnung der knöchernen Nasenhöhle ist sehr groß und diese Höhle selbst sehr entwickelt; auch die äußere Oeffnung des Gehörorgans ist groß, das Gaumengewölbe sehr ausgedehnt, länger und rauher. Der Fortsatz des Oberkiefers ist größer und breiter und der aufsteigende Ast des Unterkiefers sehr breit; sein (stumpfer) Winkel nähert sich mehr einem rechten; der Körper des Unterkiefers ist höher, dicker, unebener; das Kinn ist nicht ausgebildet, sondern wie zurückgedrängt; die Zähne beider Kiefer stoßen unter einem spitzigeren Winkel zusammen, sind stark, breit und dick und stehn in dichtern Reihen beisammen. Die knöcherne Brusthöhle ist geräumiger und gewölbter, das Becken etwas enger; die Hüften sind tief ausgeschweift; Hände und Füße sind flächer und länger, die Unterschenkel oft etwas gebogen und die Knie scheinen etwas weiter von einander zu stehen. Zum Theil auf diese Abweichungen des Knochenbaus gegründet, zeigt auch der äußere Körper des N.s, seiner Form nach, auffallende Verschiedenheiten. Der Uebergang des Hinterkopfs in den Nacken ist flacher, nicht so ausgehöhlt wie bei Weißen; das Haupthaar ist pechschwarz, fein, gekräuselt, wollartig, härter und elastischer (die Haarwurzeln sind durchgängig weiß); die Grenze des Haarwuchses des Kopfes ist scharf, und das Haupthaar erscheint als eine aufgesetzte Perücke; die Augenbraunen scheinen etwas schwächer zu sein; die Augenspalte ist kleiner als beim Europäer, der Augapfel dagegen größer und rings um die Hornhaut herum, etwa ½ Linie breit, schwärzlich gefärbt; das Weiße im Auge ist weniger glänzend, sondern gelblichbräunlich; die Falte im innern Augenwinkel (das Analogon der Blinzhaut) ist stärker. Die Augenwimpern sind an beiden Augenlidern gekrümmter, häufiger, dichter und ebenfalls pechschwarz. Die Farbe der Iris

ist meist ungemischt dunkelbraun; die Nase ist aufgestülpt, stumpf, mehr breit als lang, klein, ragt, mehr auf der Oberlippe aufliegend, über diese nicht hervor; die äußern Nasenlöcher sind weit; die Lippen sind lang, groß, aufgeworfen, wulstig, dick, bläulich schwärzlich, oder auch schmuzig rosenfarben, zuweilen aber auch so schwarz, daß ihre Färbung kaum von der Gesichtsfarbe zu unterscheiden ist; die Ohren sind rundlicher und stehn mehr vom Kopfe ab; die Schläfe und Kaumuskeln sind sehr stark ausgeprägt, die übrigen Gesichtsmuskeln dagegen weniger entwickelt. Am übrigen Körper sind die Unterschiede unerheblicher; der Nabel ragt mehr rundlich hervor, und die untern Gliedmaßen sind meist weniger gut gebildet. Alle Negervölker zeichnen sich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus, obgleich auch häufig Abortus unter den Negerinnen, theils durch Unachtsamkeit auf ihren Zustand veranlaßt, theils absichtlich bewirkt werden. Die Pubertät tritt zeitig ein, daher auch zeitige Verheirathungen. Die mehrsten Negerstämme leben in Polygamie. Die Geburten erfolgen meist sehr leicht, wozu theils der kleinere Kopf des Negerkindes, theils die Schlaffheit der mütterlichen Constitution viel beiträgt. Die Brüste der Negerinnen sind lang, hängend und geben reichliche Milch. Ausgezeichnet ist ihre mütterliche Liebe. Merkwürdig ist, daß N. bei kleinerem Gehirn zugleich dickere Nerven haben, als Weiße (also auch hierin eine Annäherung zur Thiernatur), dabei aber alle Sinnesorgane, besonders aber das Gehörorgan, stark entwickelt sind. Gleichwohl hat der N. nicht etwa eine Mittelstellung zwischen Mensch und Affen, wie man dies wohl zur Beschönigung des Sklavenhandels der neuern Zeit hat geltend machen wollen, sondern bleibt auch vom menschenähnlichsten Affen noch um vieles weiter gestellt, als vom Malaien oder Mongolen. Gleichwohl deutet seine ganze Organisation darauf hin, daß diese Menschenrace mehr für Sinnlichkeit und Gefühl, als für höhere In=

telligenz bestimmt sei, und daß man daher wohl die N. als große Kinder, und zwar, sich selbst überlassen, als verwilderte große Kinder betrachten kann. Einerseits sinnlichen Genüssen, andererseits trägem Nichtsthun sich hingebend, leben die Negervölker Afrika's schon Jahrtausende lang in den üppigen und weiten Flächen dieses Welttheils, während ihre Nachbarn am Nil im Bilden und Denken die frühesten Lehrer der Welt wurden, und an der Nordküste von Afrika durch Handel und Krieg mächtige Reiche entstanden, sind die Negervölker nie in der Weltgeschichte mit einiger Wichtigkeit aufgetreten. Sie leben in der Regel sehr mäßig, meist von Vegetabilien (Reiß, Hirse, Manihot, Bataten u. s. w.), weniger von Fleisch, einige jedoch (Küstenbewohner) von Fischen. Einige halten Viehheerden (Rinder, Schafe, Ziegen). Ihr Getränk ist Wasser, bei feierlichen Gelegenheiten Palmenwein oder eine Art Bier aus Hirse bereitet. Ihr Ackerbau verdient kaum diesen Namen; er erfordert höchstens einen Monat Zeit. Ihre Regierungsform überschritt nie den Kreis des Familienlebens, und ein eigentlicher Staat wurde nirgends durch sie gebildet. Die Könige der kleinen Reiche sind Despoten, die durch Gewalt und Ansehn herrschen, ihre Unterthanen nach Belieben tödten, auf das Grausamste mißhandeln und verkaufen, aber nie mit ihnen ein Ganzes bilden. Die Negersprachen sind fast ohne Construction, nur für das Bedürfniß des Augenblicks tauglich, zum Ausdruck abstracter Begriffe aber ganz ungeeignet. Noch bis jetzt sind die Negervölker nicht zu irgend einer Art von schriftlicher Mittheilung, nicht einmal zur rohsten Symbolik gelangt. Auch ihre positive Religion blieb bei ihnen auf ihrer tiefsten Stufe; nichts als Fetische in den häßlichsten Formen der Thierwelt, kaum noch roh geschnitzte Götzen, sind der Gegenstand ihrer Anbetung. Doch haben mehrere Negervölker sich zum Muhammedismus gewendet, und deren Anzahl

wächst jährlich, da man für dieses Glaubensbekenntniß nichts als Hersagen einiger Gebete verlangt. Dadurch wird zwar einige Cultur erlangt, indem man bemüht ist, Schulen anzulegen, wo der Koran Eingang fand; indessen gilt Zauberei auch bei diesen noch viel, und sie verwahren sich gegen dieselbe durch Amulete und Denksprüche. Wallfahrten werden von den muhammedanischen N.n nach Mekka unternommen; als Stammvater erkennen sie Noah an, der drei verschiedenfarbige Söhne gehabt haben und von denen der schwarze der trägste gewesen sein soll. Die Musik, die sie übrigens gleichfalls leidenschaftlich lieben, ist gleichwohl bei ihnen nichts als ein disharmonisches Wesen aus lärmenden Instrumenten, Trommeln, Blechen u. s. w. bewirkt. Ueberhaupt gewahrt man nirgends beim N. ein Streben nach den höhern Gütern der Menschheit. Nur einige Kunstfertigkeiten (Weberei von einigen zur nothdürftigsten Bedeckung nöthigen Zeugen) liegen in den Händen der Weiber; in den reichern Ländern sind diese Webereien von ausnehmender Zartheit und Feine. Ihre Unterhaltungen bestehen in Gesprächen, die sie bei Zusammenkünften führen, und deren Inhalt Tagesgeschichten sind, Tabakrauchen, Spiel (unter andern eins, das etwas Aehnlichkeit mit dem Schach hat), Tanz, der bis in die halbe Nacht dauert. Solche Zusammenkünfte heißen Palawers. Daß jedoch den N.n auch höhere Bildungsfähigkeit nicht abgeht, erhellt daraus, daß, unter verständiger Leitung, aus manchem in günstige Lebensverhältnisse versetzten N. ein sehr brauchbarer Colonist, ein verständiger Kaufmann, wohl selbst Schriftsteller und Dichter, ja, wie unter den nach Westindien verpflanzten N.n, Heerführer und höchster Staatsbeamter geworden ist.

Negropont, ein Name, welchen die Venetianer aus Egripo, welches von Euripo herkommt, gemacht haben, ist das alte Euböa; eine Sandschakschaft in der Provinz Rumeli; die größte Insel des

griech. Archipels (76 QM., mit 60,000 Ew., darunter über 45,000 Griechen). Ihre Entfernung vom festen Lande ist bei der Hauptstadt Negropont (ehemals Chalcis) so gering, daß von dieser Stadt bis zu einem Thurm in der Meerenge (Namens Euripus) eine Zugbrücke führt, welche aufgezogen wird, um die Schiffe durchzulassen; den Thurm verbindet eine steinerne Brücke von 5 Bogen mit der Küste von Livadien. In dem Hafen der Hauptst., die 16,000 Einw. zählte, lag sonst die türk. Galeerenflotte. Euböa wird nach s. ganzen Länge von einer Bergkette durchschnitten, die eine Fortsetzung des thessalischen Gebirges ist. Auf der südl. Spitze, Athen gegenüber, liegt die wichtige Festung Karysto. Sie beherrscht durch ihre Lage, am Eingange der Straße, nicht allein die ganze Insel, sondern auch das attische Gebiet, daher die Griechen seit 1822 mehrmals sie mit Sturm zu nehmen versucht haben. Ehedem war Euböa durch ihren grauen Marmor und durch eine Pflanze berühmt, deren Fäden ein unverbrennliches Gewebe gaben; noch jetzt erzeugt sie Baumwolle, Wein, Getreide u. s. w. 1821 erhob die Insel den Banner der Unabhängigkeit, auf den Zuruf der schönen Modena Maurogenia. Diese Jungfrau stammte aus einer fürstl. Familie, die ehemals Lehnsgüter in Euböa besessen haben soll. Als ihr letzter Ahnherr die Stadt Karysto verloren hatte, trat er in die Dienste der Pforte. Seine Nachkommen wurden Drogmans. Den letzten, Stephan, ließ der Sultan erwürgen; s. Tochter flüchtete sich auf die kleine Insel Mykone, wo sie für die Sache Griechenlands 2 Schiffe ausrüstete, deren Führer den Völkern am Euripus (Meerenge zwischen Böotien und Euböa) die Waffen der Freiheit brachten. Maurogenia versprach ihre Hand als Preis einem freien Hellenen, dem Besieger der Türken. 72 Dörfer in Negroponte traten unter die Waffen. Die Türken zogen sich in die festen Städte Negropont und Karysto zurück, welche seit-

dem von den Griechen eng eingeschlossen, von der türk. Flotte und von christl. Schiffen aber mit Lebensmitteln versorgt, auch einige Male durch den Einfall türk. Heere in Livadien entsetzt worden sind. In einem Sturme auf Karystos (März 1822) gab sich der heldenmüthige Elias Jatranis, Sohn des Mauro Michalis, freiwillig den Tod, um nicht von den Türken gefangen zu werden. S. Pouqueville's »Hist. de la régéneration de la Grèce« (3 B., S. 285.).

Neid nimmt in der Reihe der gehässigen Gefühle eine mittlere Stellung ein und unterscheidet sich von Mißgunst, bei welcher bloß die Vorstellung lebhaft ist, daß Jemand eines Guts, das er besitzt, nicht werth sei, und daß wir solches weder ihm ertheilen, noch ihn im Besitz davon lassen würden, wenn es von uns abhinge, bloß dem Grade nach, indem beim Neide zugleich auch das Verlangen rege wird, daß uns dasselbe Gut zu Theil geworden sein möchte. Schelsucht ist Neid in Beziehung auf seinen äußern Ausdruck, besonders im Auge. Ein milderer Grad der Mißgunst ist Abgunst, eine Abneigung, die man bloß um deswillen gegen eine Person faßt, weil man sie im Besitz von Vortheilen sieht, deren man sie nicht für würdig erachtet, selbst ohne derselben Vortheile, ja noch höherer, zu entrathen. Gesteigert aber entflammt der Neid den höhern Affect des Hasses, der zu wirklichen feindseligen Handlungen gegen den Beneideten verleitet, auch ohne daß dadurch eigner Gewinn für den mit Neid Erfüllten erzweckt wird. In diesem höchsten (teuflischen) Grade des N.es vernichtet der Neidische das, was der Andere besitzt, lieber auf tückische Weise, als daß er den Gedanken ertragen sollte, daß jener sich des Besitzes desselben erfreut. Der N. ist als ein Auswuchs der Selbstliebe zu betrachten, die durch Menschenliebe nicht gemäßigt ist; durch Selbstliebe bestimmt, strebt der Mensch sein ganzes Leben hindurch nach Gütern und Vortheilen, deren Entbehrung ihm dadurch, daß er

wahrnimmt, wie Andern sie meist ohne Mühe zu Theil geworden sind, um so fühlbarer wird. Daher bemerkt man auch die Ausbrüche neidischer Gefühle zunächst unter im Leben sich Gleichgestellten. Kein Bauer wird einen Monarchen um den Erwerb einer neuen Provinz beneiden, wohl aber seinen Nachbar um den neu erworbenen Acker, oder um das bessere Gedeihen seiner Früchte und überhaupt seinen höhern Wohlstand; daher das sich in täglicher Erfahrung in allen Modificationen sich bewährende Sprichwort: »figulus figulum odit.« Schon bei Kindern ist N. eine der ersten Unarten, denen man in der Erziehung entgegen zu wirken hat; ja auch bei Hausthieren lassen sich Spuren von N. unterscheiden. In seinen höhern Graden bringt N. nicht nur eine große Störung in das Gemüthsleben, sondern wirkt auch, wie alle niederdrückende Affecte, hemmend auf das Körperleben ein und drückt sich auch so im Aeußern aus.

Neigung. Die Neigungen äußern sich im Begehren. Wir möchten die Neigung bezeichnen als die positive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenstandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, sondern nur dem Menschen Neigungen beigelegt werden dürfen. Denn das Thier wird instinktmäßig zu dem Gegenstande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt. N.en nehmen wir erst wahr, wo der Mensch sich geistig zu entwickeln anfängt u. sein Wesen immer bestimmter wird; Triebe zeigen sich mit der Geburt. Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn sie immer wiederkehrt und ihren Gegenstand nicht ändert.

Neigung in mathemat. Bedeutung, s. Inclination.

Ende des neununddreißigsten Bändchens.